

WILHELM R. SCHMIDT: AUS DEM ALTEN LENNEP



Aus dem alten Lennep

**Sagen und Erzählungen
Geschichten und Geschichtliches**

**Aus historischen Vorlagen und
privaten Erinnerungen
zusammengestellt und herausgegeben
von Wilhelm Richard Schmidt**

**Edition Historica
Frankfurt a. Main 2004**

**IN VERBINDUNG MIT DEM
BERGISCHEN GESCHICHTSVEREIN,
ABTEILUNG REMSCHEID**

© 2004 by Wilhelm R. Schmidt, Gießen.
Alle Rechte vorbehalten

Wilhelm R. Schmidt: Aus dem alten Lennep.
Sagen und Erzählungen - Geschichten und
Geschichtliches. Aus historischen Vorlagen
und privaten Erinnerungen
zusammengestellt und herausgegeben
von Wilhelm Richard Schmidt.

Edition Historica, P.O.D.Print, Frankfurt a. Main. 2004.
Herstellung: P.O.D.Print, Kaiserstr. 66,
60329 Frankfurt a. Main
ISBN: 3-934429-94-7

Inhalt

Vorwort des Herausgebers	7
Sagen und Erzählungen aus dem alten Lennep	11
Weitere Erzählungen und Begebenheiten vornehmlich aus dem 19. Jahrhundert	65
Lenneper Originale	117
Aus dem alten Lennep. Geschichtliche Mitteilungen über die 700jährige Stadtgeschichte. Zusammengestellt und bearbeitet von Kapitän a. D. Paul Windgassen aus Remscheid-Lennep. Inhaltlich unveränderte Fassung aus dem Jahre 1934. Vorwort	141
Benutzte Quellen	168

Verzeichnis der Abbildungen

S.2 Schurig: Pastoratstraße * **S.13 Lüns:** Paulsgasse * **S.15 Lüns:** Gänsemarkt, von der Schwelmer Straße her * **S.17 Lüns:** Blick auf die Altstadt * **S.19 Lüns:** Wallstrasse. Blick auf die kath. Kirche * **S. 21 Lüns:** Botengasse * **S.23 Lüns:** Der Marktplatz * **S.25 Lüns:** Geburtshaus W. C. Röntgens * **S.27 Lüns:** Cölner Straße. Blick auf die Schwelmer Straße * **S.29 Lüns:** Verbindung Munsterplatz, Wallstraße, Botengasse * **S.30 Lüns:** Blick auf die heutige Freiherr-vom-Stein-Schule * **S.31 Lüns:** Gänsemarkt in Richtung Schwelmer Straße * **S.33 Lüns:** Botengasse * **S.35 Lüns:** Wiesenstraße * **S.37 Lüns:** Wetterauerstrasse * **S.38 Lüns:** Schwelmer Straße * **S.41 Lüns:** Blick in Richtung Kath. Kirche * **S.45 Lüns:** Splittergasse * **S.46 Lüns:** Kraspütt * **S.47 Lüns:** Blick auf die Altstadt * **S.49 Lüns:** Wallstraße. * **S.52 Lüns:** Am Schellenberg * **S.53 Lüns:** Das Röntgengymnasium * **S.54 Lüns:** Das Röntgengymnasium * **S.55 Lüns:** Mühlenstraße * **S.58 Lüns:** Kraspütt * **S.62 Lüns:** Militär am Schwelmer Tor * **S.63 Lüns:** Vor dem Quartier „Berliner Hof“ * **S.69 Lüns:** Kirchplatz: Blick auf den Alten Markt * **S.77 Lüns:** Blick auf die Altstadt * **S.79 Schultz:** Belagerungszustand 1919: Sicherung des Bahnhofs * **S.83 Schultz:** Belagerungszustand 1919: Aufmarsch Kölner Straße * **S.85 Schultz:** Belagerungszustand 1919 * **S.89 Schurig:** Markttreiben um 1955 * **S.91 Schultz:** Belagerungszustand 1919: Aufmarsch Kölner Straße * **S.97 Schultz:** Belagerungszustand 1919 * **S.99 Schultz:** Belagerungszustand 1919 * **S.105 Schurig:** Markttreiben um 1955 * **S.109 Lüns:** Neugasse * **S.111 Schurig:** Röntgendenkmal * **S.113 Schurig:** Pastoratstraße * **S.115 Lüns:** Röntgenmuseum * **S.116 Schurig:** Am Schwelmer Tor * **S.116 Schurig:** Düstergasse: Blick auf die Altstadt * **S.117 Lenneper** Originale: „Bennad Funnemann“ * **S.120** Der „Bubi“ oder das „Bübchen“ * **S.121** „Der Mehl-Johann“ * **S.127** „Der dicke Evertsbusch“ * **S.131 Schurig:** Das Röntgenmuseum bei Nacht * **S.133 Schurig:** Berliner und Schwelmer Straße * **S.134 Schurig:** Blick von der evangelischen Kirche auf die Altstadt * **S.136 Schurig:** „Ackermanns Gässchen“ * **S.137 Schurig:** Wallstraße * **S.138 Schurig:** Albert-Schmidt-Allee im Winter * **S.140 Schurig:** Botengasse * **S. 145 Lüns:** Martinsgasse * **S.162 Lüns:** Vom Munsterplatz zum Alten Markt

Vorwort

Im Jahre 1947 erschienen im Lenneper Ad. Mann Verlag die „Sagen und Erzählungen aus dem alten Lennepe“, gesammelt und herausgegeben von Carl vom Berg. Der Bergische Geschichtsverein „Abteilung Lennepe-Lüttringhausen“, der sich in der Nachkriegszeit mit diesen Sagen als „Jahrbuch 1“ gerade neu zu konstituieren versuchte und hoffnungsfroh in die Zukunft blickte, schrieb ein Geleitwort, in dem der Zweck der Jahrbücher u.a. dahin bestimmt wurde, „die um das Wohl der Heimat verdienten Männer und Frauen zu würdigen“, was im Falle des Carl vom Berg keiner vertiefenden Begründung bedurfte, war der Heimatforscher doch, er starb dann im Jahre 1948, im Bewusstsein der Bevölkerung nachhaltig präsent. Er hatte übrigens einige der Sagen bereits 1894/95 in der Monatschrift des Bergischen Geschichtsvereins veröffentlicht.

Im Vorwort der Ausgabe von 1947 weist Carl vom Berg darauf hin, dass das Bergische Land an Sagen sehr reichhaltig sei, dass man sogar von einem bergischen „Sagenwald“ spreche. Manche Sagen gehen weit in die Vergangenheit zurück, oft sogar in die „Mythologie der deutschen Vorwelt“, trotzdem beruhen sie in manchen Fällen auf wahren Begebenheiten.

„Wenn die langen Winterabende kamen“, so schrieb seinerzeit Carl vom Berg, „dann pflegte man im Bergischen Lande, namentlich in den Dörfern und Höfen als einen beliebten Unterhaltungsstoff alte Sagen zu erzählen“. Großvater und Großmutter überlieferten dann der aufmerksam horchenden Jugend Erzählungen aus längst vergangenen Tagen.

Dabei mussten schon damals die Erzählungen gar nicht alt sein, um als sagenhaft und altehrwürdig zu wirken. Und so gänzlich vergangen waren auch nicht alle Geschichten, die Carl vom Berg seinen Lesern damals bot. Genau genommen war es sogar so, dass mindestens eine erwähnte Person im Jahre 1947 noch lebte und selbst der Herausgeber der heutigen Ausgabe hat sie noch gekannt. Auch der Lennepër Baurat Albert Schmidt, dessen Name bei Carl vom Berg an mehreren Stellen auftaucht, war damals gerade erst fünfzehn Jahre verstorben. Er kannte viele Lennepër Geschichten, seine Lebenserinnerungen sind voll davon, und er war schon zu Lebzeiten selbst für manche Geschichte gut. Vielleicht sieht man gerade an derartigen Personen, wie schnell sie sich ins Legendäre verwandeln und gerade erst Geschehenes zur Sage mutiert.

Auf diese Weise legitimiert, hat sich denn auch der heutige Herausgeber entschlossen, den Kreis der seinerzeit erzählten Geschehnisse durchaus zu erweitern, neben die Sagen und Legenden unserer „Vor“-zeit und die „historischen“ Erzählchen treten Geschichten aus dem Überlieferungsschatz Lennepër Familien, in der Hoffnung, dass damit nicht nur an die Erinnerung dieser Familien, sondern auch an die Erinnerung der Lennepër Bevölkerung gerührt wird. Manche Begebenheiten wurden im übrigen einer Artikelserie des „Lennepër Kreisblatts“ entlehnt, die insbesondere im Jahre 1922 erschien und bezeichnenderweise „Aus der Vergangenheit – Aus dem alten Lennep“ betitelt war. An ihr waren außer Albert Schmidt und dem die Serie anregenden Professor und Oberlehrer am Realgymnasium Georg Maria Herrmann als „Berichterstatter“ auch C. W. Vollmer, Rektor W. Philipp und ein gewisser H. L. (Lausberg oder Linden?) beteiligt. Weitere Erinne-

rungen an das alte Lennep, seine Geschichte und seine Originale stammen von Heinrich Neuhaus, Otto Seufzer sen., Paul Windgassen und zuletzt von „Fritz aus dem Wieschen“, dem langjährigen Hauptschriftleiter des „Lennep-er Kreisblatts“. So manches „Erzählchen“ entdeckte der Herausgeber in den Unterlagen des „Lennep-er Heimatsammlers“ Bernhard Koch.

Dies alles schmälert nicht die Bedeutung der ursprünglichen Überlieferer, denen Carl vom Berg seinerzeit auch ausdrücklich dankte. Dazu gehört vor allem der bergische Heimatforscher und Schriftsteller Vinzenz von Zuccalmaglio, der unter verschiedenen Pseudonymen schrieb, und dem wir die Überlieferung einer großen Menge von Sagen und Bräuchen verdanken, dazu gehören auch die Zeitgenossen Carl vom Bergs, nämlich Herrmann Busatis, Julius Vollmer sen., Richard Thielmann und schließlich Paul Windgassen, dessen kurzgefasste „Geschichtliche Mitteilungen über die 700jährige Stadtgeschichte“ aus dem Jahre 1934 hier ebenfalls wiedergegeben werden. Wie so manche „Quelle“ sind diese Mitteilungen, obwohl existent, vielfach zitiert und in Bibliographien verzeichnet, in Wirklichkeit gar nicht „erschienen“, sondern sie wurden mithilfe des aus Lennep stammenden Zeitungsverlegers Isenburg gedruckt und als Privatdrucke verteilt.

Die genannte Ausgabe der „Sagen und Erzählungen aus dem alten Lennep“ enthielt seinerzeit trotz durchaus nützlicher Hinweise auf die Herkunft der erzählten Geschichten und so mancher sinnvollen und erläuternden Anmerkung zahlreiche Fehler. Die jetzige erweiterte Ausgabe hat hier zwar manches stillschweigend verbessert, sie will aber den Anspruch derartiger Genauigkeit von vorne herein gar nicht erwecken. Sie ist als Lese- oder Vorleseausgabe gedacht und lässt von daher die gelehrten

Anmerkungen weg bzw. formuliert sie als zusätzliche Geschichten. Wenn auf diese Weise die Lenneper Sagen und Erzählungen wieder ein Publikum bekommen, dann ist die damit im Zusammenhang stehende Arbeit gut belohnt. Um die historische Genauigkeit und die stoffgeschichtliche Herkunft mag sich die Wissenschaft bemühen.

Die diesem Buch beigegebenen Fotografien entstammen überwiegend dem Privatarchiv von Jürgen Schurig, Innsbruck. Die Bildautoren waren Mitglieder der Lenneper Familien Lüns, Dr. Fritz Schultz und Fritz Schurig, der in Lennep in den Jahren 1932-1963 ein Fotohaus betrieb. Die Abbildungen zeigen das Leben ungefähr zwischen 1910 bis 1920 (Lüns), während des Belagerungszustands 1919 (Schultz), der dreißiger Jahre und der ersten Jahre nach dem zweiten Weltkrieg (Schurig). Sie sind, abgesehen von einzelnen Bildern Fritz Schurigs, bislang unveröffentlicht.

Der Herausgeber

Sagen und Erzählungen aus dem alten Lennep

Ein alter Mann bespricht beim Stadtbrand die fortschreitenden Flammen

Der 6. Oktober 1746 war für die alte „Bergische Haupt- und Handelsstadt“ Lennep ein Schreckens- und Jammertag. Ein gewaltiger Brand, der nicht zu löschen war, legte die ganze Stadt mit Ausnahme des Minoriten-Klosters, der dazu gehörenden Kirche und einiger in der Nähe liegender armseliger Hütten in Asche. Diese Gebäude sollen nun auf wunderbare Weise gerettet worden sein. Während des allgemeinen Jammers, wo jedermann unter Schreien und Rufen wenigstens einen Teil seiner Habe zu retten suchte (es gab Familien, die nur einen einzigen Schatz, ihre Bibel nämlich, retten konnten), saß unbewegt ein alter Mann in einer der Hütten und schaute mit ruhigem Angesicht dem Umsichgreifen der Flammen zu. Als er aber merkte, dass diese sich seiner Wohnung näherten und auch sie zu verschlingen drohten, so stand er auf, und mit kräftigen Beschwörungsformeln ging er erst um seine Hütte, dann um die seiner Nachbarn, um Kirche und Kloster herum, und die Flamme ging wie ein feuriger Schweif hinter ihm her. Die aber im Bannkreis seiner Beschwörung liegenden Gebäude wurden gerettet.

Die unheimliche Frau erscheint in der Nähe von Garschagen

In einem Haus in der Nähe von Garschagen bei Lennep erzählte man, dass dort vor vielen Jahren die Bewohner einst bis zwölf Uhr aufgeblieben seien. Zu ihrem großen Entsetzen sei um diese Zeit eine unheimliche Frau an der Türe erschienen, dort stehen geblieben, und erst gegen ein Uhr wieder verschwunden. Als sich dieses mehrere Abende wiederholte, erzählten es die verängstigten Leute dem Pfarrer von Lennep. Dieser kam und fragte den Geist,



was sein Begehrt sei. Die Frau antwortete, sie habe vor dem Tode sehr gesündigt, indem sie das Erbteil ungleich verteilt und den mündigen Kindern zuviel und den unmündigen zu wenig gegeben habe. Wenn diese Angelegenheit geordnet würde, fände sie Ruhe. Der Pastor versprach, sich der Sache gehörig anzunehmen, und seitdem sah man den Geist nicht mehr.

Ein Spukgeist erscheint als Hund oder Ritter mit den „gleunigen Ogen“

Am Stahlfeld in der Nähe des Lennep Stadtgartens sah man zur Nachtzeit einen Spukgeist in Gestalt eines großen Hundes mit glühenden Augen. Alte Leute erzählen, sie hätten zur bestimmten Stunde die Hecken und Sträucher am Stahlfeld haushoch wachsen sehen und seien von dem Hund mit den „gleunigen Ogen“ bis vor die Stadtmauer verfolgt worden. Als nun einst Pastor und Küster von einer Hochzeit kamen, so begegnete ihnen am Stahlfeld das Ungetüm. Der Küster wollte mit seinem Stock danach schlagen, aber der Pastor verbot ihm solches streng. In dem Hohlweg zwischen Lennep und Endringhausen trieb ein ähnlicher Spuk sein Wesen, weshalb man den Weg die „Teufelsgasse“ nannte.

In einer anderen Überlieferung heisst es: Auf den Stahlfeldern bei Lennep trieb in früherer Zeit ein Spukgeist sein Wesen. Mancher will zur Nachtzeit einen eisernen Ritter mit glühenden Augen oder andere schreckliche Tiergestalten gesehen haben.

Ein Bauer kommt zum Pastor mit dem alten bergischen Gesangbuch

Als die Bergische Lutherische Synode 1698 beschloss, ein neues Gesangbuch herauszugeben, beauftragte sie damit Franz Vogt, der seit 1690 als Vikar oder zweiter Prediger in Lennep tätig und als Kirchenliederdichter bekannt war. Dieses Gesangbuch war betitelt: „Singende und klingende Berge, das ist bergisches Gesangbuch, bestehend aus 630 auserlesenen, geist-, krafft- und trostreichen, sowohl alten als neuen Psalmen und geistlichen lieblichen Liedern...“ Kurz nach dem Erscheinen des Gesangbuches 1699 kam einst ein biederer Bauersmann zum Pastor Vogt. Er zeigte

das Buch vor und sagte: „Dat Book is en Deubelsbook“, darin steht ja „Sollt ich meinen Jesu lassen!“. Pastor Vogt lachte herzlich und gab ihm die nötige Erklärung, worauf der Bauer mit seinem Gesangbuch befriedigt nach Haus ging.



Ein Spukgeist in einer Gasse „zwischen den Zäunen“

Zur Nachtzeit sah man in einer Gasse „zwischen den Zäunen“ eine große Gestalt ohne Kopf umherwandeln. Die Sage berichtet, dass dort ein Mann in der Wut seine Frau erschlagen habe und sein ruheloser Geist zur Strafe dort um Mitternacht umherginge. Ähnliche Sagen von verstorbenen Bürgern, deren Geister zur Nachtzeit umhergingen, gibt es noch mehrfach. Ein alter Mann erzählte u.a.: In früherer Zeit wohnte ein Bürger in Lennep, der mit seinem Nachbar einen langen Prozeß geführt und ihn betrogen hatte. Als er auf dem Sterbebett lag, sagten seine Söhne: „Vater laß die Wiese umgehen.“ „Die kann nicht vom Gut gehen“, antwortete der Sterbende, „ich will sehen, wie ich durchkomme“. Zwei Jahre nach seinem Tode kehrte eine Frau, die lange nicht in Lennep gewesen, in ihre Vaterstadt zurück. Als sie eines Abends an dem Hause des längst verstorbenen Bürgers, den sie gut gekannt hatte, vorbeiging, sah sie ihn auf der Treppe stehen und bot ihm ihren Gruß, aber sie erhielt keine Antwort und erfuhr darauf zu ihrem Entsetzen von den Verwandten, dass er schon zwei Jahre tot sei.

Eine Frau murmelt Bannformeln am Spinnrad in Lennep

Vor langen Jahren wohnte in Lennep eine Frau, die das Besprechen verstand. Ihr wurde in der Nacht die Wäsche gestohlen. Am anderen Morgen sagte sie zu ihrem Nachbarn, er möge ihr doch den Gefallen tun und des abends einmal kommen. Es sei ihr die Wäsche gestohlen worden und die müsse sie wieder haben. Der Mann kam dann auch. Die Frau nahm ihr Spinnrad und bat ihn, das Rad eine Viertelstunde lang hin und her zu drehen. Der

Mann tat, wie ihm geheißen. Zwar kam ihm die Sache merkwürdig vor, um so mehr, als er am Rade einen Zettel befestigt fand, worauf die Worte standen: „Hier nagele ich diesen Dieb auf das Rad, bis daß er bringt wieder, was er gestohlen hat.“ Er drehte das Rad hin und her, wobei die Frau ihre Bannformeln murmelte. Nach einiger Zeit sagte sie, es sei gut und dankte ihm. Als der Mann nun am folgenden Morgen früh hinging, sah er die Wäsche im Hausflur stehen. Beim Tode dieser Frau fand man einen Korb voller alter Zauberbücher, die der weise und wohlachtbare Rat sofort verbrennen ließ.



Ein Fuhrmann von Schwelm war am Schwelmer Tor gebannt

Einst kehrte ein Fuhrmann von Schwelm nach Lennep zurück. Als er vor das Schwelmer Tor in der Nähe des heutigen Röntgenmuseums gekommen war, wo an der Landstrasse ein Wirtshaus stand, da konnte er plötzlich nicht weiter fahren. Alle seine Bemühungen, los zu kom-

men, waren vergebens. Das Pferd konnte nicht fort, da der Karren fest stand. Es war zur Mittagszeit und eine Anzahl Gäste war drinnen mit dem Kegelspiel beschäftigt. Dreimal ging der Fuhrmann zu den Gästen und bat, ihn doch loszusprechen. Jedes Mal antworteten diese mit lautem Gelächter. Da nahm der Fuhrmann seine Hacke und schlug mit Macht auf ein Karrenrad los, so dass eine Speiche herausflog. In demselben Augenblick stürzte auch derjenige der Gäste, der das Fuhrwerk gebannt hatte, tot zur Erde.

Der ewige Fuhrmann, Böllemann oder Bullermann

In früherer Zeit erschreckte man in Lennep die Kinder mit dem „ewigen Fuhrmann“, welcher wohl „Böllemann“ oder „Bullermann“ genannt wurde. Von diesem ewigen Fuhrmann berichtet die Sage folgendes: Einst wollte ein Fuhrmann von Lennep nach Hackenberg fahren. Als er durch einen Hohlweg fuhr und eine Schmiede passierte, so forderte er den Schmied auf, sofort sein Pferd zu beschlagen. Der Schmied weigerte sich aber, weil er lange schon Feierabend gemacht hatte. Da rief der Fuhrmann voller Wut: Nun voran in drei Teufels Namen, und wenn Du auf ewig drauf gehst! Zur Strafe für diese frevelhaften Worte muss nun der Fuhrmann allnächtlich zwischen Lennep und Hackenberg fahren. Manche haben zu einer gewissen Stunde seinen Ruf vernommen. Andere haben eine riesige Gestalt auf einem Rade einher sausen sehen.

Der kopflose Geist

In einer Gasse zu Lennep sieht man mitunter zur Nachtzeit eine hohe, kopflose Gestalt einherschreiten. Das soll der Geist eines Mannes sein, der sich vom Zorn übermeistern ließ und an dieser Stelle seine Frau erschlug. Nun findet sein Geist nimmer Ruhe im Grabe und zeigt sich in der Nacht zwischen zwölf und ein Uhr.



Die festgebannten Diebe

An einem späten Abend kehrte ein Fuhrmann in einer Herberge dicht vor Lennep ein. Nachdem er die Pferde ausgeschirrt hatte, umschritt er dreimal den Wagen und murmelte seine Zauberformeln. Dann trat er ins Haus. Es währte nicht lange, als Diebe ins Haus kamen. Die gefüllten Säcke auf dem Wagen weckten ihre Diebesgelüste. Und sie machten sich sogleich ans Werk. Kaum aber hatten sie die Säcke auf ihre Schultern geladen, als sie sich nicht mehr von der Stelle bewegen konnten. In dieser wenig beneidenswerten Lage mussten sie bis zum nächsten Morgen ausharren. Kurz vor Sonnenaufgang trat der Fuhrmann aus dem Hause und sprach sie frei.

Das Greuelhaus und die Greuelgasse in Lennep

Auch ein sogenanntes „Greuelhaus“ gab es einst in Lennep, welches der Sage nach von folgender Begebenheit seinen Namen trug. In alter Zeit trieb in diesem Hause ein gräulicher Spukgeist sein unheimliches Wesen. Man

holte den Pfarrer, der ihn bannen und vertreiben sollte. Der Pfarrer ließ durch die Chorknaben geweihtes Wasser sprengen und begab sich dann mit denselben in das Innere des Hauses, stieg herzhaft die Treppe hinauf und besprach den bösen Geist. Als nun der würdige Herr mit den Chorknaben die Treppe herunter stieg, glitten sie alle aus und fielen recht unsanft die Treppe hinunter. Die Treppe war nämlich mit Erbsen bestreut, die der Pastor und die Chorknaben im Eifer nicht bemerkt hatten. Ob das der böse Geist getan hatte, berichtet die Sage nicht. Von diesen Begebenheiten aber nannte man das Haus „Greuelhaus“ und die Gasse „Greuelgasse“. Nach der Erzählung eines alten Mannes trug sich im „Greuelhaus“ noch folgendes zu: Dasselbst wohnte eine Familie, deren Tochter den dort hausenden Geist sehen konnte. Eines Mittags kam das Gespenst, und als das Mädchen dieses sah und nach der Ecke deutete, ergriff der Vater seine Flinte, um darauf zu schießen. Das Gespenst aber näherte sich dem Mädchen, strich ihm über die Backe und verschwand. Durch das Berühren entstand ein großer Fleck auf der Backe, der nie fortging. Die dadurch ängstlich gemachten Leute holten Mönche aus dem Minoritenkloster, die auch abends kamen, den Geist besprachen und ihn in einem großen Korbe durch die sogenannte Düstergasse vor die Stadt trugen. Vom Greuelhaus wird weiterhin erzählt, dass dort ein Geist hauste. Manche wollen um die Geisterstunde eine große Frauengestalt ohne Kopf umhergehen gesehen haben und dergleichen Erzählungen mehr.



Hornsignale als Lebenszeichen zu Windgassen, Garschagen und Hackenberg

Im 30jährigen Kriege 1618 – 1648 wurden die Stadt Lennep und die umliegenden Höfe öfters durch spanische, kaiserliche, hessische und schwedische Truppen hart mitgenommen. Namentlich die Bewohner der Höfe wurden häufig von den feindlichen Soldaten überfallen, ausgeplündert und von den entarteten Soldaten sehr mißhandelt. Auf Windgassen, Garschagen und Hackenberg hatten besonders die kaiserlichen Truppen so furchtbar gehaust und gemordet, dass schließlich nur drei Männer übrig geblieben waren, die sich jeden Morgen durch ein Hornsignal mitteilten, dass sie noch am Leben seien, so erzählte ein Greis.

Ein Fuhrmann bannt sein Fuhrwerk an einem Wirtshause bei Lennep

Einst kehrte des abends spät ein Fuhrmann in einem Wirtshause vor Lennep ein. Bevor er in das Haus eintrat, ging er dreimal um sein Fuhrwerk und murmelte Bannformeln her. Es kamen nun Diebe vorbei, sahen das Fuhrwerk und versuchten, die gefüllten Säcke zu stehlen. Sie luden diese dann auf ihre Schultern. Wie sie nun mit ihrer Beute beladen fortgehen wollten, konnten sie plötzlich nicht von der Stelle und blieben steif. Der Fuhrmann aber mußte die Diebe vor Sonnenaufgang lossprechen, sonst hätten sie dort bleiben müssen, bis sie schwarz geworden wären.

Eine weitere Spukgeschichte aus der Greuelgasse

Als am 6. Oktober 1746 die Stadt Lennep durch einen gewaltigen Brand verheert wurde, versuchten die Mönche des hiesigen Minoritenklosters das Feuer zu besprechen. Da dieses aber ohne Wirkung war, so sagten sie, es sei ein Zornfeuer Gottes. Denn damals war die Bürgerschaft in zwei feindliche Parteien, die sogenannten „Bartmänner“ und „Monschauer“ geteilt, die sich aufs Heftigste bekämpften. Es war die schreckliche Zeit des Lennepers Zeremonienstreites, wovon ein Chronist sagt: Niemand, dem Lennep bekannt, ist unbewußt, wie seit zehn Jahren in dieser Stadt Neid, Mißgunst, Bosheit, Haß, Feindschaft, Verfolgung, Schlagen und Balgen gewütet! Als nun einige Zeit nach jenem Brandunglück die hart betroffenen Bürger ihre Häuser wieder aufbauten, trieben die Handwerker, welche mit der Errichtung eines Hauses in der sogenannten Greuelgasse beschäftigt waren, und die in dem Hinterhaus von Johannes Becker ihr Nachtquartier hatten, dort abends allerlei Unfug und ängstigten die Leute, so dass bald viele Spukgeschichten erzählt wurden und man

der Gasse den Namen „Greuelgasse“ beilegte, welchen Namen sie noch heute hat. In Wirklichkeit hat die Gasse wohl ihren Namen von der im 17. Jahrhundert in Lennep wohnenden Familie Greuel oder Gruel.



Das „Drieselhäuschen“ vor dem Berliner Hof

Vor dem Hotel „Berliner Hof“ befand sich in vergangener Zeit ein kleines Haus, das auf einer Kurve stand und gedreht werden konnte. Dieses war ein sogenanntes „Drieselhäuschen“. Hierin ließ der wohlachtbare und ehrsame Rat die Taugenichtse, Bösewichter und Verbrecher einsperren, damit solche von allen Leuten gesehen und verspottet werden konnten. Im Stadtprotokollbuch wird 1804 der sogenannte „Bürgerzwang“, ein „oben im Rathaus befindliches Kämmerlein“ erwähnt.

Der Berliner Hof am Mollplatz in Lennep

Das Hotel „Berliner Hof“ am Mollplatz, oder wenigstens eines seiner Vorgebäude, wurde nach dem Stadtbrand des Jahres 1746 oder kurze Zeit später erbaut. Der Erbauer

war der zu jener Zeit sehr geschätzte Baumeister H. Beckmann. Über die Besitzer des „Berliner Hofes“ wird folgendes angegeben: Der Erbauer H. Beckmann war sein erster Besitzer, ihm folgte Carl Buscher, dann August Rasche. Zu Adolf Buschers Zeiten tagte im „Berliner Hof“ die Gesellschaft „Goldener Zirkel“, wo es dann bei Festlichkeiten hoch her ging. Im Laufe der Zeit wurde der „Berliner Hof“ durch notwendige Anbauten vergrößert. Bei den Lennep Schützenfesten wurde der Krönungsball mit großer Feierlichkeit im „Berliner Hof“ abgehalten. Ein alter Kupferstich des Hotels „Berliner Hof“ war im Besitz des Herrn Oberpostinspektors Leo Pulvermacher. Genannter Herr hat diesen an das Berliner Museum abgegeben. Von vielem Interesse sind die Fremdenlisten aus den Jahren 1832, 1833, 1835, 1839, 1846 usw. Sie weisen sehr angesehene Personen auf, z. B. Grafen, Barone, Freiherren, Pfarrer, höhere Beamte und Gewerbetreibende aus nah und fern. Diese alle logierten im „Berliner Hof“. Doch stand dieser auch nicht konkurrenzlos da, sondern die Fremdenlisten nennen auch den Gasthof „Deutsches Haus“ in der Kölner Strasse. Das Haus trägt die Jahreszahl 1748; ferner „Im König von Preußen“ am Markt und „Im Weinberg“ an der Knusthöhe. Auch hier enthalten die Listen der in Lennep „angekommenen Fremden“ beachtenswerte und klangvolle Namen.

Der Klüngelpelz in der Neugasse

In der Neuengasse in Lennep trieb ein Spuk sein Wesen, der im Volksmund „Klüngelpelz“ hieß. Er soll häufig als Zotteltier oder Bär die Leute erschreckt haben und verspäteten Gästen aus den Wirtschaften schwer heimgeleuchtet haben. Nach anderer Aussage soll der „Klüngelpelz“ eine schwarze zerlumpete Gestalt mit glühenden Augen gewesen sein.



Der Spukgeist im Kütter, auf der Wallstrasse und am Steengamb

In dem sogenannten Kütter, einem dreistöckigen Haus an der heutigen Schlachthofstrasse mit einem immer überlaufenden Brunnen, hauste ein greulicher Spukgeist, der vom Pfarrer aus dem „Greuelhaus“ vertrieben worden war. Manche wollen ihn in Gestalt einer Ziege, mit Ketten rasselnd, erblickt haben. Da er sich seinem ursprünglichen Aufenthaltsort jedes Jahr immer wieder zu nähern versuchte, so wollen einige den Geist auf der Wallstrasse und am Steengamb gesehen haben. Das Steengamb war festgebautes, turmartiges Gebäude, worin in kriegerischen Zeiten Frauen und Kinder Schutz suchten. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges soll dort eine schreckliche Metzerei durch feindliche Soldaten verübt worden sein.

Das Schloß in Lennep auf dem Weyerhofsfeld

Die Sage berichtet, dass auf dem Weyerhofsfeld ein Schloß der bergischen Landesherren gewesen sein soll. Nach alter Überlieferung sollen die Grafen von Berg durch Vertrag mit anderen bergischen Edelherren sich verpflichtet haben, ein Schloß in der Stadt Lennep nicht errichten zu dürfen, wohl außerhalb derselben. In neuerer Zeit hat man auf dem Weyerhofsfeld Ausgrabungen veranstaltet, die aber den erhofften Nachweis nicht brachten. Ein alter 80jähriger Mann berichtete auch, dass ihm von alten Leuten immer erzählt worden sei, dass auf dem sogenannten Weiherfeld bei Lennep ein Schloss der Grafen von Berg gestanden hätte. Er selbst wisse sich noch zu erinnern, dass er ein altertümliches Gebäude gesehen, worin vielleicht der Verwalter gewohnt hätte. Andere Leute wollen beim Umgraben der dort liegenden Gartenstücke auf Mauerreste gestoßen sein.

Der Geist mit dem Grenzstein

In der Umgegend von Lennep lebte ein Bauer, der auf unrechtmäßige Weise sein Land vergrößert hatte. Seinen Nachbar hatte er betrogen und heimlich den Grenzstein verrückt. Als er einige Jahre später starb, sah man oft abends seine Gestalt einen Grenzstein tragen und um sein Land herumgehen, und zuweilen konnte man ihn stöhnen hören mit den Worten: „Wo sall ick en loten“. Einst kam ein Mann des Weges, und als er an das Grundstück des ihm wohl bekannt gewesenen Bauern kam, sah er plötzlich eine Gestalt mit einem Grenzstein in den Händen näher kommen und schwer seufzen: „Wo sall ick en loten“. Der beherzte Mann nahm den Stein und antwortete: „Wo Du en gekregen hest“ und setzte ihn an seine alte Stelle. Dann aber, als ihm die Sache doch merkwürdig vorkam, ging

er rasch fort. Seit dieser Zeit ward der Geist mit dem Grenzstein auch nicht mehr gesehen.



Riesige Katzen im Hohlweg zu Schreverheide

Zwei Männer gingen einst zu später Stunde von Lennep fort, um über die Schreverheide nach Kreuzmühle zu kommen. Als sie durch den Hohlweg kamen, wurden sie plötzlich von zwei Untieren in Gestalt von riesigen Katzen angefallen. Die Männer aber nahmen ihre Knotenstöcke und schlugen nach bergischer Art gewaltig auf die Ungetüme los, die alsbald unter großem Geheul verschwanden.

Die riesige Gestalt an der Doktorspumpe auf dem Gänsemarkt

Eine Frau, die in der Greuelgasse wohnte, holte eines Abends gegen elf Uhr Wasser an der so genannten Doktorspumpe auf dem Gänsemarkt. Sie hatte schon mehrere Eimer gefüllt, als plötzlich eine große Gestalt kam und die Eimer umwarf. In ihrer Angst lief die Frau nach Hause zurück. Ihr Mann kehrte nachts von der Bürgerwache zurück. Als er nun nach der Greuelgasse eilen wollte, bemerkte er an der Doktorspumpe eine riesige Gestalt, die bis an seine Wohnung hinter ihm herging.

Das steinerne Kreuz in der Nähe von Birgden

In der Nähe von Birgden bei Remscheid fand sich noch vor nicht langen Jahren im Walde an der alten Strasse nach Köln ein steinernes Kreuz aus dem Jahre 1554 mit erloschener Inschrift, von dem die Sage folgendes erzählt: Ein Bote war mit einer erheblichen Geldsumme von Lennep nach Köln entsandt worden und fiel zwei Räubern in die Hände, die ihn beraubten und ermordeten. Im Augenblick der Tat flog ein Zug Krammetsvögel vorbei, und der Unglückliche rief sie als Zeugen des Mordes an. Am Abend kehrten die Mörder in einem Wirtshause in Wermelskirchen ein, um sich an dem Raube gütlich zu tun. Es wurden ihnen auch Krammetsvögel aufgetischt, wobei der eine gegen den anderen äußerte: „Die werden uns nicht verraten!“ Da die Tat bereits ruchbar geworden, wurden diese auffallenden Worte ihr Verräter. Sie wurden verhaftet, und das Geld, welches sie noch bei sich führten und dessen Erwerb sie nicht nachweisen konnten, sowie andere Beweise, überführte sie der Tat, die sie dann mit dem Strange büßten.



Das steinerne Kreuz – Ein Gedicht von Wilhelm Idel

Vor langer Zeit, im grauen Mittelalter, kam einst ein Bote hier vorbei, der Briefe und Gelder hin nach Lennep tragen sollte, als ihm zwei Strolche, die ihm aufgelauert, den Paß vertreten. Gieb dein Geld heraus!

Laßt mich des Weges ziehen! fleht der Bote, es ist nicht mein Geld, es ist fremdes Gut. - Deins oder fremdes, einerlei, gieb her! – Ich geb es nicht! – Du läßt es doch! – Ein Schlag. Auf's Haupt, getroffen sinkt der Bote nieder.



Die glühenden Baumstümpfe bei Olpe

In alter Zeit gab es auch sogenannte Geisterseher, und mancher will abends in bestimmten Gassen glühende Baumstümpfe gesehen haben, die beim Näherkommen plötzlich verschwanden. So ging einst ein Mann mit seiner Frau nach Olpe zu. Plötzlich sahen sie auf dem Wege einen glühenden Baumstumpf liegen. Die Frau erschrak zwar, aber sie folgte dann ihrem Mann. Der Mann aber ging ruhig daran vorbei und sagte zu ihr: „Das war der

Teufel, ich konnte ihn deutlich sehen.“ Wie sie sich nun umsahen, war der Baumstumpf verschwunden. Ebenso gingen zwei Männer abends nach der Trompete und sahen vor sich zwei Frauen gehen. Als sie aber näher kamen und sie ansprechen wollten, verschwanden diese plötzlich zu ihrem großen Schrecken.

Der Geist in den Wiesen vor der Stadt

Im vorvorigen Jahrhundert, so erzählte ein alter Mann, ging einst ein Lennepener Bürger zur Nachtzeit zu seinen vor der Stadt liegenden Wiesen, um zu sehen, ob der



Wasserstand der durchfließenden Bäche gut sei. Da sah er plötzlich eine große Gestalt herankommen. Er geriet zwar in Bestürzung, fasste sich aber bald wieder und rief laut: „Alle guten Geister loben Gott!“ „Ich auch“, antwortete die Gestalt und fügte hinzu, „jetzt bin ich zur Gnade“, und er bat den Bürger nach Hause zu gehen und ihm einen reinen leinenen Lappen zu holen, dafür wolle er ihm soviel geben, dass er für sein Leben genug habe. Der Mann ging und holte das Verlangte. Der Geist sagte ihm, er solle den Lappen an seinem Stock befestigen und ihm hinterrücks reichen, sowie seine Hand ausstrecken, aber erst zu Hause nachsehen, was er ihm darein geben würde. Er folgte der Weisung, und der Geist hängte ihm einen schweren Gegenstand an seine Hand. Als er heim kam, um nachzusehen, bemerkte er staunend, dass es ein Kessel voller Goldstücke war.

Gespenstige Hunde bei Lennep

Auch bei Lennep kennt man gespenstige Hunde und weiß von ihnen zu erzählen. Als einst ein Mann von Hückeswagen nach seiner Heimat Lennep zurückkehrte und über Born hinaus gekommen war, sah er ein Feuer auf dem Felde brennen. Er war müde und kalt und dachte, sich an dem Feuer etwas zu wärmen und auszuruhen. Als er dem Feuer näher kam, bemerkte er, wie zwei schwarze Hunde, welche glühende Ketten nachschleppten, um dieses Feuer herumsprangen. Als sie den Mann witterten, flogen sie durch die Luft davon. Lange war der Mann unschlüssig, ob er zum Feuer gehen solle oder nicht, zuletzt überwog seine Müdigkeit. Er setzte sich vor das Feuer und stellte seine kalten Füße in die Asche, die ihm noch heiß dünkte. Dann brach er auf und gelangte bald nach Hause. Als er seine Schuhe auszog, wurde er durch ein Klingen aufmerksam und entdeckte, dass er die Schuhe voller Goldstücke hatte.

Wahrscheinlich waren diese mit der Asche vom Feuer hineingekommen. Die freudige Entdeckung machte seine Ermüdung schwinden. Er kleidete sich gleich wieder an und eilte zu dem Ort in der Gegend, wo er das Feuer gesehen hatte, konnte aber, so lange er suchte, kein Feuer und keine Hunde mehr entdecken. Selbst als er am nächsten Morgen die Sache noch einmal untersuchte, fand er keine Stelle des ganzen Feldes, wo Asche gelegen und an das Feuer erinnert hätte.



Folgen eines Meineidigen

Ein Lennepener Kaufmann namens Johann Daniel vom Berg (1757-1821) saß eines Tages in einem Wirtshause, als sich ein Mitbürger zu ihm setzte, um die Tagesneuigkeiten zu besprechen. Im Laufe des Gespräches sagte er, er habe die Absicht, sein Wohnhaus zu verkaufen, wenn er ihm einen Käufer verschaffe, solle er dreißig Reichstaler als Vergütung erhalten. D. J. vom Berg bemühte sich auch, einen Käufer zu finden, was ihm auch bald gelang, und der Verkauf kam zustande. Der Verkäufer aber weigerte

sich, dem Vermittler die versprochenen dreißig Reichstaler auszuzahlen, und als die Sache vor Gericht kam, schwur er einen falschen Eid. Dem Meineidigen sollen aber zwei Kinder geboren sein, denen beiden die Finger der rechten Hand fehlten.

Die Räuber in der Kapelle vor Lennep

Die Wohlhabenheit zweier Familien der alten Stadt Lennep soll nach der Fama einen gar sonderbaren Ursprung haben. Einst kamen zwei Lenneper Kaufleute von Köln spät abends zurück. Damals war die alte bergische Hauptstadt Lennep noch mit festen Mauern, vier Stadttoren und mit Wall und Gräben umgeben. Die Kaufleute fanden nun die Stadttore verschlossen, wahrscheinlich waren auch die Wächter in tiefem Schlaf begriffen. Die beiden Lenneper waren also genötigt, Unterkunft in einer alten, fast zerfallenen Kapelle, die vor der Stadt stand, Zuflucht zu suchen. Zum Unglück trat nun auch noch ein heftiges Unwetter ein, so dass es dadurch eine besonders unheimliche Nacht wurde. Beim Blitzen und Wetterleuchten sahen sie plötzlich zu ihrem Schrecken, wie eine Schar von Räubern sich der Kapelle näherte, die diesen Ort als Schlupfwinkel benutzten. Nun standen in der Kapelle noch vereinzelt Säрге. Der eine Kaufmann kroch in Todesangst in einen Sarg zu den Totengebeinen, der andere legte sich hinter einen Sarg. Wie nun die Räuber in die Kapelle kamen und begannen, ihre Beute, bestehend in mehreren Säcken mit geraubten Gold- und Schmucksachen zu teilen, kommt einem der Lenneper, der hinter dem Sarg lag, der Mut wieder und rief mit dröhnender Stimme: „Ihr Toten stehet auf“ und der andere im Sarg rappelte furchtbar mit den Totengebeinen und rief laut: „Ich auch, ich auch!“ Die Räuber aber, von Angst und Schrecken ergriffen, flüch-

teten schleunigst aus der Kapelle heraus und ließen dabei ihre Säcke im Stich. Die glücklichen Lennep'er aber teilten sich die Beute und wurden dadurch wohlhabende Leute.



Johann Benjamin Kriegck, Gelegenheitsdichter in Lennep

Johann Benjamin Kriegck wurde 1767 in der Ehe von Georg Friedrich Kriegck und Anna Gertrud Vohs in Lennep geboren. Bei passenden Gelegenheiten trat er als Lokaldichter auf, und die von ihm verfassten Gedichte wurden von seinen Mitbürgern gerne gelesen. Er war Fabrikarbeiter und wohnte in Hackenberg bei Lennep. Im Alter von 76 Jahren starb er an Altersschwäche. Von den Gedichten Kriegcks ist nur wenig erhalten geblieben. Als die 1551 erbaute Städtische Windmühle von einem starken Sturm erfasst wurde, da fiel das anscheinend schon morsche Gebäude zusammen. Dieses geschah im September 1823. Kriegck schrieb darüber folgendes Gedicht:

Die umgefallene Mühle

Die Mühle, die hier umgefallen
stand jetzt nunmehr 300 Jahr‘;
Ich glaub, dass es die älteste Mühle
in unserm ganzen Lande war.
Dass diese Mühl‘ ist umgefallen,
war nicht ihr hohes Alter schuld.
Sie sollte Erbsen und Bohnen mahlen,
drum fiel sie um vor Ungeduld.
Sie fiel auch um vom starken Wind
Weil hier so viel Windmacher sind.
Drum Mensch, merk wohl und lebe fromm
Sonst fällst du, wie diese Mühle, um!

Die Bewohner der Splittergasse

In der Splittergasse hausten neben braven ehrlichen Arbeitern noch allerlei dunkle Gestalten, darüber sang der Volksmund „das schöne Lied der Jugend“:
„In der schönen Splittergass‘
da wohnen schöne Leut‘,
dä Tremmel on dä Baldiwin
on dä Arnold Seut.
Die enen sind besopen,
die angeren, die sind voll,
und alle fünf Minuten send se kusendoll“.

Die dicke Pumpe, das Wahrzeichen von Lennep

Vor dem Hause, wo sich die Kölner- und die Wetterauer Straße teilen, stand das Wahrzeichen von Lennep, die „dicke Pumpe“. Sie wurde sehr häufig als Plakatsäule zur Bekanntgabe von skandalösen Vorgängen, wie sie ja in jeder Stadt vorkommen, benutzt. Nachts klebte man ein großes weißes Plakat an, auf dem in Wort und Bild irgend ein Vorkommnis, meistens in humorvoller Weise, gezeigt wurde.



Hermann Windgassen

wurde am 13. August 1853 in der Ehe von Bierbrauer Friedrich Windgassen und der Emilie Jansen zu Garschagen im Kirchspiel Lüttringhausen geboren. In jüngeren Jahren betrieb er mit seinem Freund Emil Ruwiedel eine Wirtschaft an der Kölner Strasse, die sich guten Zuspruchs erfreute. Seine zahlreichen Freunde gingen abends nach des Tages Last und Hitze in diese Wirtschaft, wo Humor bei vorzüglichem Bier stets zu Hause war. Sie hingen an der Wand ein Schild auf mit den Spitznamen der beiden Inhaber „Plack und Pimm“ auf, wobei Plack Windgassen und Pimm Ruwiedel war. Später hieß die Wirtschaft „Kölner Hof“. Von Hermann Windgassen berichtet Julius Vollmer folgendes: In früheren Jahren pflegte Hermann Windgassen jedes Jahr in der Sylvester-Nacht um 12 Uhr von der Karlshöhe aus mit seiner Trompete zu blasen. Er verstand es meisterhaft, das Instrument zu spielen. Zuerst blies er „Das alte Jahr vergangen ist“ und darauf: „Ich sende diese Blumen dir“ usw. Viele Einwohner von Lennep lauschten andächtig seinen herrlichen Trompetenklängen und waren stets davon sehr entzückt.



Der ewige Jäger auf der Kimmenau

Ähnlich wie vom ewigen Fuhrmann lautete die Sage vom ewigen Jäger, der zwischen Lennep, Hackenberg und Wilhelmstal jagen musste. Auch auf der Kimmenau bei Lennep hauste ein Geist, den man den ewigen Jäger nannte. Mancher will zur Nachtzeit Hundegebell und Juchhe gehört haben. Andere wollen in der Luft die riesige Gestalt eines Jägers gesehen haben.

Das Gespenst eines Mönches kommt bei der Taufe eines Kindes

In der alten Pfarrkirche der evangelischen Gemeinde Lennep sollte einst ein Kind aus einer Mischehe getauft werden. Als der Pfarrer die Taufhandlung begann, erschien plötzlich ein Gespenst in Gestalt eines Mönches und schlug wütend mit seiner Kappe nach dem Kind, welches zeitlebens am Kopfe eine starke Narbe behielt. Hinter dieser Sage steckte ursprünglich eine wahre Begebenheit, denn das alte Kirchenbuch sagt darüber, dass der Guardian oder Vorsteher des Klosters in Lennep die evangelisch getaufte Tochter aus einer Mischehe im Kloster eine Zeit lang festgehalten hatte, und sie erst dann frei gab, als sie „suo ritu confirmiret“ war. Nach einer anderen Überlieferung drang bei der Taufe eines „Mischehenkindes“ ein Mönch in die lutherische Pfarrkirche ein und schlug das Kind mit seiner Kappe. Das Kind bekam dann schwarze Flecken, wie Lappen im Gesicht, und es starb bald darauf; so wird um 1760 berichtet.

Peter Franz Lewerden

1563 war Peter Franz Lewerden oder Lewarden in Lennep als Schulmeister tätig. Die „Bergische Tageszeitung“ brachte vor längerer Zeit über ihn folgenden sagenhaften Bericht: „Heute wollen wir aus der langen Reihe der Er-

zieher einen besonders herausgreifen, der sich bei dem großen Stadtbrand 1563 ein unvergängliches Ruhmesblatt erwarb. Der damalige zweite Lehrer der Lenneper Lateinschule, Petrus Franzen Lewerden, war zugleich Küster der evangelischen Gemeinde. Bei dem verheerenden Brande zog dieser solange die Feuerglocke, bis die Seile verbrannten. Der wackere Lehrer fand im Turm der Kirche seinen furchtbaren Feuertod.“ Die Sage von dem Flammentod des Lehrers hielt aber der Forschung nicht stand, denn in Wirklichkeit ist dieser Lehrer nicht in den Flammen umgekommen. Nämlich mit der Bewilligung des Landesherrn schenkte ihm die Gemeinde einen Hausplatz, um darauf ein neues Haus zu erbauen, weil er während des Brandes auf dem Kirchturm gewesen war und deshalb sein Hab und Gut nicht in Sicherheit bringen konnte, sondern dasselbe „elendig verbrannt ist.“

Alte Lenneper Namen

In einer Sammelliste für die Armen sind die Namen von Lenneper Bürgern aus dem Jahre 1487 erhalten geblieben, und es ist daraus zu ersehen, dass die Namen vielfach in heutigen Ortsbezeichnungen, als dem Sitz der Bürger, erhalten blieben. An der Spitze der Liste steht der Bürgermeister Halbeker, es folgen Peter Duyssel, Heyn Lyse, Herman Huynt, Engelbrecht eydem Mart., Dedergeh in der smyten, der junge Hupert, Voerman, Johan Henkel, Dederych Kremer, Aylbrecht op der bek, Ayss zo Vage, Gadert uys der Halbek, Kyrstgen Duyssel, Heynerych Duyssel, Hensgen Grat, Gotschalk op ter trappen, Godert Hackenberge, Herman zur Momben, Gadert zur Momben, Peter vom Hede, Herman zom Hackenberghe, Peter im Kostschol, Herman Dorthult, Moelenersberch, zo sneppen-dail, zom Hasenberge, zo leverkusen, zom stocken, Pypers-berch, Cleynd und Peter, Peter Heynen son., Arnolt op der beck.

Maria Hackenberg

Am 17. November 1832 starb zu Ibach in der Bürgermeisterei Remscheid Maria Hackenberg in dem seltenen Alter von 103 Jahren und 7 ½ Monaten. Diese war am 2. April 1729 in Lennep geboren und wusste nach Aussage der mit ihr in den letzten Jahren bekannten Leute noch vieles von dem hiesigen großen Brande vom Jahre 1746 zu erzählen. Nach diesem schrecklichen Brande floh



sie mit ihren Eltern nach Hückeswagen. Im Jahre 1781 verehelichte sie sich mit Peter Jung, einem Drechsler zu Remscheid, der sie 1815 als kinderlose Witwe zurückließ. Noch zwei Jahre vor ihrem Tode, also in einem Alter von 101 Jahren, war sie zu ihrer eine Stunde entfernten Pfarrkirche zum Abendmahl gegangen. Eine rühmliche Erwähnung verdient hier der liebevolle christliche Sinn, mit der diese alte, von allem entblößte arme Witwe in ihrem Alter gepflegt ward. Die selbst ziemlich betagten Eheleute Theiß zur Ibach warteten der hochbetagten Witwe, die zuletzt einer fast kindlichen Pflege bedurfte, mit vieler Liebe und Aufopferung auf, ohne mit derselben verwandt zu sein, und ohne von der Armenverwaltung dafür eine Vergütung zu fordern.

Die Sage über die Herkunft der Familie Hardt

In dem Buch „Der Kreis Lennep“ von J. Voßnack und O. von Czarnowsky, Remscheid 1854 wird folgende sagenhafte Nachricht über die Familie Hardt gebracht. „Unter den notabeln Familien der Stadt und des Kreises Lennep, fast alle ehrwürdig durch wahren Bürgersinn und hohe Wohltätigkeit, ist die Familie Hardt eine der weitverzweigtesten und ältesten. Sie leitet ihre Abstammung aus Schweden her, wo ein Ahnherr des Hauses Peter Hardt zu Segestadt als schwedischer Reichsrat und Ritter 1534 verstarb und dessen männliche Nachkommen die höchsten Würden im Staats- und Heeresdienste ruhmvoll bekleideten. Wie die Familienchronik erzählt, wurde Peter Hardt von dem rühmlichst bekannten Gustav Wasa mit folgenden denkwürdigen Worten in den Adelsstand des Reiches erhoben: „Du Mann mit dem Herzen ohne Falsch gegen Gott, mit dem Herzen voll Liebe gegen die Brüder, und der Du dies Herz hast, beides zu bekennen, Du

sollst heißen der Mann nach dem Herzen Gottes und sollst dereinst, wenn ich König bin, meine Fahne tragen, wie jetzt diesen Eichenzweig.“ Ergänzend hierzu bringt die handschriftliche „Chronik der Familie Hardt zu Lennep“ nachstehende Angabe: Immanuel Hardt aus Schweden „darnaa hier int Land kommen, und an de Beyenborgh wast, und in der Gemeynde Rüggeberg und unter den Eyken im Fryhof van Remlingrath Ruhe gesorgt u.s.w. 1640.“ Spätere Forschungen haben diese sagenhafte Herkunft als erdichtet erwiesen und führten zu anderen Ergebnissen.

Ein Lenneper Jagdstreit

An einem Herbsttage des Jahres 1607 ging der Lenneper Kaufmann Peter Garschagen mit seinem Hund in den Wäldern nahe der Bornefelder Grenze spazieren. Plötzlich sprang ein kleiner Hase auf und wandte sich, verfolgt von dem Hunde, über die Lenneper Grenze dem nahen Waldgebiet der Fünfzehnhöfe zu. Der Hund machte natürlich nicht an der Grenze Halt, sondern sprang, vom Jagdeifer getrieben, in den Bereich des hohen herzoglichen Wildbannes ein, wurde aber von den herzoglichen Jägern daselbst geschnappt und mitgenommen. Allerdings konnte er seinen Häschern entkommen und kehrte glücklich nach Lennep in das Haus seines Herrn zurück. Darauf richtete der Amtmann Johann von Wylach, der damals die beiden Ämter Beyenburg und Bornefeld verwaltete, an den Rat der Stadt Lennep die Aufforderung, ihm den Hund des Peter Garschagen wieder ausfolgen zu lassen, was von den Lennepern jedoch abgelehnt wurde. Diese kleine Begebenheit hatte ein langes Nachspiel im Gefolge. Sie wuchs sich zu einem Kampf um die alten Lenneper Stadtrechte aus, und es entwickelte sich ein langwieriger

und kostspieliger Rechtsstreit, zuerst beim Düsseldorfer Hofrat und dann vor dem Reichskammergericht in Speyer. Im Jahre 1611 schwebte dort der Prozeß noch immer, und es ist nicht bekannt, ob jemals ein Urteil gefällt wurde. Soviel ist aber sicher, dass die Unabhängigkeit der Stadt Lennep dank dem entschlossenen Vorgehen ihrer Vertreter gewahrt wurde. Auch die Jagdgerechtigkeit innerhalb ihres Gebiets blieb den Lennepern erhalten, so dass die dortigen Waidmänner nach wie vor die „Häselein“ aufspüren und fangen konnten.

Die Tuchmacher in Lennep

Über das Leben und Treiben im alten Lennep um das Jahr 1732 spricht sich in schöner Weise Pastor Vogt in seiner Hauspostille aus, indem er berichtet: „Ihr werdet an diesem unsern Ort, da mehrentheils alle Bürger mit Wolle und Tuchmachen umgehen, leicht merken, zu welchem Ende ich dies anführe. O! was ist es uns Predigern auch eine Freude, wenn wir in unserem Beruf durch die Stadt gehen, und hören alle Werkstätten klingen von Psalmen und Lobgesängen und geistlichen Liedern, es sey des morgens, mittags oder des abends, und eure Werck-Stühle oder Gezaum als Gott wohlgefällige Orgeln oder instrumenta fein mit einklingen. Nicht allein wir Prediger, sondern alle durchreisende Fremdlinge haben ihre Erlustigung daran, insonderheit eure Glaubens-Genossen, die bald hören, aus welchem Ton die Lieder klingen, und es heißt: O intrate sultis; nam et hic Dii sunt. Hier wohnen auch noch Evangelisch-Lutherische Christen. O was ist dis durch die ganze Woche ein lustiger Sabbath, wenn ein Christ nicht allein selbst voll Andacht ist, sondern auch seinen Nebenmenschen zu gleichmäßiger Andacht aufmuntert!“



Eduard Hülsmann

Im vorvorigen Jahrhundert lebte in Lennep ein Pfarrer, der zu den besten Menschen dieser Welt zählte, und der sehr freigiebig gegen seine ärmeren Mitbürger war. Nun ereignete es sich, dass eines Tages ein Bettler kam, der den Pastor bat, ihm doch eine alte Hose zu schenken. Die Frau Pastor war gerade nicht anwesend. Der Pfarrer ging also an den Kleiderschrank, nahm eine Hose daraus und



übergab sie dem Bettler, der sich sehr bedankte und fortging. Als nun die Gattin des Pfarrers nach Hause kam, war sie zunächst sprachlos und sagte dann zu ihrem Gatten: Du hast ja dem Bettler Deine beste Hose gegeben! Die Antwort lautete: Eine alte Hose konnte dem Mann auch nichts nützen. Dieser Pastor war Eduard Hülsmann, der von 1837 – 1856, also fast 20 Jahre hindurch, segensreich in der evangelischen Gemeinde wirkte, und von dieser außerordentlich geliebt und verehrt wurde. Als er Ostern

1856 verschied, da haben sehr viele aus der Gemeinde an seinem Grab getrauert und Tränen vergossen. Manche sagten: Ach, hätten wir doch einen Hülsmann wieder!

Der Hippenbockspeter

Anfang des 19. Jahrhunderts lebte in Lennep ein Mann, dem man den Beinamen „Hippenbockspeter“ beigelegt hatte. Welches war die Veranlassung zu dieser Benennung gewesen? Als Jüngling war er ein außerordentlicher Flucher. Eines Samstags kam er abends aus der Kleebach



herauf, und als er den Berg hinunter geht auf Weihersfeld zu, läuft ihm ein Ziegenbock quer über den Weg. Ihn sehen, einen gräßlichen Fluch ausstoßen und mit seinem Stock nach demselben werfen, war ein Augenblick. Als er aber herging, seinen Stock aufzuheben, nahm ihn der Ziegenbock auf die Hörner und ging mit ihm davon. An der alten Windmühle, in der Nähe des damaligen Schützenfeldes, warf ihn der Ziegenbock nieder. In Folge dieses Rittes hörte man ihn von da ab nicht mehr fluchen.

Der Finkenjohann

Als die von Napoleon eingerichtete Kontinental Sperre wieder aufgehoben wurde, da brachten die Lennep Kaufleute, die über den Rhein gegangen waren, bei ihrer Rückkehr auch Arbeiter von dort mit. Unter diesen war einer, der sich den Beinamen „Finkenjohann“ erworben hatte. Er machte nämlich für einen halben Schoppen gutschlagende Finken blind. Diese blinden Finken waren zur damaligen Zeit für manche Lennep eine Liebhaberei. „In den vierziger Jahren kam ich“, so erzählte ein alter Lennep, der in Wipperfürth wohnte, „durch die alte Vaterstadt, um nach Barmen zu gehen, und ich sah, wie ein Mann aus dem Eiskeller herauskam und mit seinen Händen sich am Hause vorbeitastete, um heim zu kommen. Als ich dies bemerkte, beschleunigte ich meine Schritte, und sah beim Näherkommen, dass es der oben genannte „Finkenjohann“ war. Heute noch ärgere ich mich, dass ich ihm nicht zugerufen habe: „Bursche, du hast so manches arme Vöglein blind gemacht, nun wirst du wohl zur Erkenntnis gekommen sein, dass ein gerechter Gott im Himmel ist!“

Der Spukgeist in Diepmannsbach

In der Diepmannsbach bei Lennep hauste früher ein Spukgeist, den manche Leute in Gestalt einer großen Ziege gesehen haben wollen. So gingen einst zwei Männer den dort vorbeiführenden Hohlweg herauf, als plötzlich eine übermäßig große Ziege herankam und einen der Männer zu Boden warf. Sie trug ihn dann auf ihren Hörnern eine Strecke fort und legte ihn darauf wieder zur Erde. Von diesem Ritt waren dem Manne am anderen Tage die Haare weiß geworden.

Der Teufel steckt einem Mann die Pfeife an

Einst ging ein Mann abends spät von der Diepmannsbach nach Remscheid zu. Unterwegs versuchte er, seine Pfeife in Brand zu setzen, was ihm aber bei dem Winde nicht gelingen wollte. Wütend rief er aus: „Nu wollt ick doch,



dat mie de Düwel ein Köhlchen bräht“. Er ging seines Weges weiter, und richtig bald kam eine Gestalt heran, die ihm stillschweigend die Pfeife anzündete. Der Mann sah beim Aufglühen, dass sein Begleiter ein schreckliches Gesicht hatte. Er dankte daher für das Anstecken der Pfeife und fügte hinzu: „Wat hätt i ewer en geseit“. Er ging dann etwas erschreckt weiter, wohl merkend, dass es in der Tat der gewünschte Geselle war. Er kam aber mit dem bloßen Schrecken davon, denn der Teufel tat ihm nichts und ließ ihn ruhig seiner Wege gehen.

Ein alter Brauch bei der Bürgermeisterwahl

Am Tage des heiligen Apostels Johannes (am 27. Dezember) wurde alljährlich in Lennep von den stimmberechtigten Bürgern nach vorhergegangener öffentlicher Bekanntmachung in der lutherischen Pfarrkirche aus der Mitte der Ratsherren und Schöffen der Bürgermeister gewählt und auf den Landesfürsten vereidigt. Der Bürgermeister behielt sodann ein Jahr sein Amt und wurde dann Stadtrichter. Sogleich nach der Wahl wurde ein grüner Kohlbusch aufgestellt, dem neugewählten Bürgermeister „öffentlich praesentiert“ und darauf nach dessen Hause geschickt. Pastor Vogt sagt in seiner Postille 1732 zur näheren Erklärung: Was die lieben Alten bey Einführung dieser Ceremonie im Sinn gehabt, ist eben nicht bekant; vermutlich aber ist es, dass sie dem neuerwählten Bürgermeister dadurch haben wollen erinnern, er sollte so regieren, dass Gott seinen Segen auf Gärten und Äcker vom Himmel giessen möchte, und das Land sein Gewächs gebe, ja wie der Kohl im Winter noch grüne, dass also alles unter seiner Regierung möge im Flor bleiben und grünen.

Der Hexentanz

Im Bergischen Lande lebten einst vor vielen Jahren zwei hübsche Mädchen. Als einmal ein Freiersmann abends in das Haus der Schönen kam, da sagten sie ihm, sie könnten heute nicht mit ihm gehen, sie müssten noch zum Hexentanz. Der beherzte Freier wollte nun zwar mit dorthin, aber die Mädchen schlugen ihm diesen Wunsch sofort ab. Er sah dann, wie die beiden Holden aus einem Töpfchen Salbe nahmen, sich gegenseitig die Stirne damit bestrichen und die Zauberformel hersagten: „Futt, Futt, den Schornstein heruf, oewer Hegen und Ströker, bis dat wir sind an Ort und Stell“. Als sie verschwunden waren, dachte der Mann, dasselbe zu tun. Er strich sich ebenfalls mit der Salbe über die Stirn, sagte aber anstatt „oewer“ „durch“ Hegen und Ströker. Er kam auch da an, aber ganz zerkratzt und voll von Blut!

Der Teufel im Hohlweg

Zur Nachtzeit kamen einst mehrere Männer durch einen Hohlweg bei Lennep. Plötzlich sahen sie vor sich mehrere große und gefährliche Katzen liegen. Sie nahmen zwar ihre Stöcke zur Hand und schlugen darauf los, konnten aber die schnaubenden Tiere nicht vom Wege vertreiben. Sie sahen bald, dass es der Teufel war und liefen schnell weiter.

Die Hexe verwandelt einen Gerichtsbeamten in einen Pudel

Im Bergischen Lande, in der Nähe von Lennep, lebte eine alte Frau, die weithin als Hexe verschrieen war. Dieselbe weigerte sich, ihre Steuern zu bezahlen, und als der Beamte zur Pfändung schritt, da verwandelte sie denselben in einen Pudel. Weil sie nun so viele böse Streiche be-

gangen hatte, wurde sie zum Scheiterhaufen geführt, um dort verbrannt zu werden. Sie zeigte dabei auf den Pudel und sprach zu ihm: „Wenn du wieder befreit werden willst, so gehe in mein Haus, in einer Ecke wirst du ein Töpfchen mit Salbe finden, streiche dir das vor die Stirne und dann wirst Du frei sein.“



Der Teufel erscheint bei spätem Kartenspiel

In einer Wirtschaft in Hackenberg bei Lennep waren einst abends mehrere Leute mit dem Kartenspiel beschäftigt. Es war dabei schon sehr spät geworden. Als nun einem der Spieler eine Karte zur Erde fiel und er sich bückte, sie aufzuheben, da sah er zu seinem Entsetzen eine gräßliche Gestalt unter dem Tische sitzen. Er sagte dieses den Mit-



spielern. Als diese nachsahen, bemerkten sie, dass es der Teufel mit dem Pferdefuß war. Vor Schrecken liefen alle Gäste, die Karten schleunigst zur Erde werfend, davon.

Der Spukgeist am Lusebusch

Am Oberhof in der Nähe des Lusebuschs bei Lennep sah man früher abends eine grosse Gestalt mit glühenden Ketten durch die Höfe wandern. Jeder fürchtete sich vor dem Spuk und machte, dass er frühzeitig zu Hause war. Zwei Männer kamen einst abends spät am Lusebusch bei Lennep vorbei, um nach Hause zu gelangen. Als sie an

den Olpebach kamen, sahen sie beim Mondschein einen Ziegenbock am Wege stehen. Der eine sagte darauf zum andern: „Da steht ja ein Hippenbock!“ und nahm seinen Stock und schlug auf das Tier los. Aber ehe er sich versehen, nahm ihn der Bock zwischen seine Hörner und brachte ihn so festgeklemmt nach Hackenberg, wo ihn der andere blutig liegend fand.



Bernd Hankeboot

Er war nach der Überlieferung ein Vorläufer der Reformation und soll in der Nähe von Lennep als Sohn eines aus den Niederlanden eingewanderten Kolonisten geboren worden sein. Er trat in ein Kloster, wohl zu Beyenburg, ein, aber schon bald wandte er sich gegen die damaligen kirchlichen Zustände. Seine Anhänger mehrten sich in kurzer Zeit, aber auch seine Feinde. Letztere ließen sich verschiedene Bedrohungen gegen Hankeboot und seine Anhänger zu Schulden kommen. Trotzdem fuhr Hankeboot, der bereits über dreieinhalb Jahrhunderte früher als

Adolf Clarenbach die kirchlichen Missbräuche erkannt und gerügt hatte, weiter fort, diesen Zuständen mutig entgegen zu treten. Seine Feinde aber ruhten und rasteten nicht. Eines Tages erstürmten sie das Kloster Steinhaus-Beyenburg und plünderten dasselbe. Hankeboot wurde dabei gefangen genommen. Da er zum Widerruf seiner Lehre nicht zu bewegen war, wurde er im Jahre 1274 vor dem nördlichen Tore zu Deutz verbrannt. So musste er seine edle Freimütigkeit mit dem Märtyrer-Tode auf dem Scheiterhaufen büßen.



Besuch Friedrich Wilh. IV., König von Preußen, in Lennep

In den 1840iger Jahren unternahm der König von Preußen eine Reise durch das Rheinland. Da er beabsichtigte, den Dom zu Altenberg zu besichtigen, so führte der Weg über Lennep. Als nun die Kunde nach Lennep kam, dass der König dorthin käme, traf der Stadtrat sofort Maßnahmen, um denselben festlich zu empfangen. Die Strassen wurden geschmückt mit Girlanden und Fahnen und die Häuser bekränzt. Ein großer Festzug sollte dem hohen Herrn entgegen marschieren, um ihn vor den Toren der Stadt abzuholen. Nun erzählte weiter Frau Maria Kirberg, geb. vom Berg, folgende Begebenheit: Zwei vornehme Familien stritten sich um den Vorrang, den Landesherrn und sein Gefolge in ihrem Hause aufzunehmen und zu bewirten. Als nun der König unter Glockengeläute in dem Festzug durch die geschmückten Straßen der alten „Bergischen Haupt- und Handelsstadt“ geführt wurde, hatte inzwischen die eine Familie mit einem schweren mit Fässern und Tonnen beladenen großen Wagen die Strasse abgesperrt. Die Achse des Wagens war bewusst so eingerichtet, dass sie brechen musste, und die Fässer und Tonnen kamen ins Rollen und fielen auf die Straße, so dass der ganze Festzug umgeleitet werden musste und der König zu der andern Familie gebracht wurde, die dadurch das heiß ersehnte Ziel erreicht hatte. Der König und sein Gefolge übernachteten dann auch in diesem Hause und fuhren am anderen Tage weiter.

Der große Brand

Nicht immer war unsere 1. Bergische Hauptstadt eine Stätte der Ruhe und des Friedens. Einst zerstörte ein gewaltige Feuersbrunst die Hälfte der Stadt samt Kirche und Glocken. Es dauerte lange Jahre, bis Stadt und Kirche

wieder aufgebaut waren. Wie M. Philipp in der Serie „Aus dem alten Lennep“ im Lennep-Kreisblatt schrieb, hausten Kriegsvölker in der Stadt wiederholt sehr übel. Auch entstand am 6. Oktober 1746 in Lennep jener furchtbare Brand, dessen Spuren wir selbst heute noch bemerken. Ein leichter Südostwind wehte über unsere Berge hin. In einem kleinen Hause am Kraspütt spielten zwei Kinder. Eins machte sich am Ofen zu schaffen. Es verbrannte sich am Finger und warf das brennende Stück Holz weg. Schreiend lief das Kind vor das Haus, denn die Brandwunden schmerzten sehr. Auch das andere Kind ging aus der Stube vor das Haus. Der brennende Holzspan war aber ins Bettstroh gefallen. Bald stand das ganze Haus in Flammen. Jetzt erfasste das Feuer die Nachbarhäuser. In kurzer Zeit brannte der ganze Kraspütt. Das Feuermeer breitete sich weiter aus und die Flammen liefen von Strasse zu Strasse. Binnen acht Stunden lag ganz Lennep in Schutt und Asche. Auch die Schulen und die evangelische Kirche waren dem Flammenmeer zum Opfer gefallen. Nachmittags um fünf Uhr standen die Einwohner der Stadt Lennep auf der Knusthöhe, arm, traurig, den Bettlern gleich, und sie schauten weinend nieder auf die rauchenden Trümmer. So groß war das Unglück, dass erst sieben Jahre später das evangelische Gotteshaus wieder aufgerichtet werden konnte.

Der Wiederaufbau nach dem großen Brand

Lennep hatte aus der Zeit seiner Befestigung innerhalb der Wallmauer enge und winklige Strassen. Nach dem großen Brande Anno 1746 bot die bergische Landesregierung zu Düsseldorf der Stadt Lennep 100000 bergische Reichstaler an, unter der Bedingung, dass die Stadt breite und gerade Strassen anlege. Die Antwort war aber: nein, wir bauen unsere Häuser auf den alten Fundamenten wieder

auf. So ist also der inneren Stadt Lennep das charakteristische Gepräge erhalten geblieben, das sich im letzten Jahrtausend innerhalb der Festungsmauer entwickelt hatte: eng und winklig.



Heino Drömer, ein Lenneper Schelm

Um das Jahr 1640, als der Dreißigjährige Krieg tobte und die Marodeure plündernd, sengend und mordend durch die deutschen Lande zogen, lebte in dem damals befestigten Städtchen Lennep ein Mann, namens Heino, genannt Drö-

mer (der Träumer), dem trotz der aufgeregten und ernsten Zeiten oft der Schalk im Nacken saß. Seines Zeichens war er Schuster und er wohnte in einem kleinen Häuschen unweit des Kölner Tores. Aber sei es, dass ihm das Leder oft ausging, womit er die Stiefel zu flicken pflegte, oder es war so, dass er durch die kriegerischen Ereignisse wenig Lust zum arbeiten verspürte, seine Schusterstube blieb die meisten Tage in der Woche leer. Dann nahm er oft seine Fiedel, die er von einem alten Zigeuner als Geschenk erhalten hatte, weil er ihm das Leben rettete, und ging mit ihr vor dem Tore des Städtchens auf den Windmühlenberg an der Glocke, wo er einen weiten Blick über das Land hatte und fiedelte in Gottes freier Natur nach Herzenslust, unbekümmert der Nöte des Krieges. Waren ihm auch die Bürger des Städtchens ob dieses Tuns nicht hold und gewogen, so hatte er umsomehr die Jugend auf seiner Seite, die oft und gern seinen ernsten Weisen lauschte. Wenn er aber gar zum Tanz aufspielte, dann herrschte eitel Freude, ungeachtet dessen, dass sich die Alten über das „gottlose Gebaren“ entrüsteten, sie nannten Heino einen Tunichtgut und Schalksnarren, der das ehrbare Handwerk verlodderte und zu dem Unheil des Krieges auch noch die Jugend auf Abwege brachte. Dieses und anderes wird in einer Erzählung des Lennepers Heimatdichters Georg Schirmer (gest. 1945) über den Heino Drömer berichtet.

Der falsche Mönch

Als Heino Drömer sich eines Tages wieder einmal mit seiner Fiedel auf den Windmühlenberg begab, da erblickte er einen berittenen Landsknecht, der über die Kölner Strasse einher gesprengt kam. An einem Gestrüpp unweit der Landstrasse machte er plötzlich halt, kramte aus dem Mantelsack eine Mönchskutte hervor, warf sie über sein soldatisches Gewand und ging mit bedächtigen

Schritten, wie ein frommer Pater, dem Städtchen entgegen. Der Heino ahnte nichts Gutes und gesellte sich dem Pater bei, als ob sie den gleichen Weg hätten. Dabei bemerkte er bald, dass er von diesem über die Verhältnisse im Kloster ausgehört werden sollte und schloss daraus, dass man es hier mit einem Spion zu tun hatte. In der Stadt staunte man nicht schlecht, den Lenneper Eulenspiegel in der Gesellschaft eines frommen Mannes zu sehen, und noch mehr, als letzterer sodann entlarvt werden konnte. Der Schelm von Lennep erwies seiner Vaterstadt in diesen gefährlichen Zeiten so einen guten Dienst, auch wenn er sich sonst gleich seinem Möllner Kollegen gebärdete. Als es ihm am Galgenberg, der späteren Knusthöhe, an den Kragen gehen sollte, war sein letzter Wunsch, man möge ihm , wenn er gehängt wäre, an dreien Tagen, dort, wo sich sein verlängertes Rückgrat zur höchsten Wölbung formte, einen Kuss geben, worauf er der Strafe entging. Im Volksmund aber lebt der Schelm weiter und wird als Retter des Städtchens gepriesen.

Wer war der Ochs?

Die Bürgerschule machte an einem Sonntag unter der Führung von Rektor Fischer einen Ausflug ins Grüne. Man mochte wohl eine Stunde gewandert sein, als der Weg an einem Feld vorbeiführte, auf dem einige Ochsen weideten. Der Rektor sprach: Jungens, jetzt sollt Ihr mal eure Gelenkigkeit beweisen. Ihr seht, dass das Ochsenfeld mit einem Drahtzaun umgeben ist, ihr müsst nun zusehen, wie ihr auf das Feld kommt, ohne den Draht zu beschädigen. Furcht braucht ihr nicht zu haben, denn die Ochsen sind harmlos! Wer aber nicht durch den Draht kommt, den erkläre ich vor versammelter Mannschaft für einen Ochsen. Mit Hallo stürzten nun die Jungens auf den

Zaun zu, und nach kurzer Zeit waren alle Schüler auf dem Feld. Nun musste auch der Rektor Fischer seinen Weg zu den Schülern durch den Zaun nehmen. Er setzte an, aber o weh, sein dickes Bäuchelchen verfang sich im Drahtgeflecht. Einige Jungen unternahmen es, ihren Magister aus dem Drahtgewebe zu befreien, dabei erscholl der Ruf „wer war der Ochs?!“ Durch diese Unruhe wurde aber sodann tatsächlich ein „harmloser“ Ochse aufgeschreckt und stürzte kampflustig auf die Störenfriede los. Mit Mühe und Not rettete man sich wieder hinter den Zaun, der Rektor krebsrot im Gesicht und schwer atmend stolperte mit seinem Bäuchlein hinterdrein. Er war für den Rest des Ausflugs sichtlich erledigt, zumal einige Schüler es nicht unterlassen konnten, hin und wieder die Frage aufzuwerfen: Wer war der Ochs?

Von der Familie Moll

Die Familie Moll gehört zu den ältesten Geschlechtern der Stadt Lennep. Einst wanderte sie aus Spanien über Frankreich ein. Sie führt in ihrem Wappen drei Mölle (Maulwürfe). Ein Namensträger Moll zog gegen Endes des fünfzehnten Jahrhunderts nach Köln und erwarb dort das Bürgerrecht. In den langen Reihen der Bürgermeister und Ratsherren kommen viele Namensträger vor. Die Familie Moll stellte der Stadt und der ev. Kirche manche tüchtige Männer, die auf diesen Gebieten eine rege Tätigkeit entfaltet haben. Die Familie Moll war im 18. Jahrhundert so zahlreich und auch begütert, dass sie einen eigenen Friedhof hatte. Der Familie Moll zu Ehren hat man den Platz vor dem Hotel „Berliner Hof“ Mollplatz genannt.

Der Falschmünzer

Aus dem alten Lennep wurde im Kreisblatt, dort allerdings auf Platt, folgende Geschichte erzählt: In früheren Jahren lebte in der Stadt Lennep ein Brezelbäcker, der immer Streiche im Kopf hatte, und wenn er einen anschmieren konnte, hatte er den größten Spaß. Eines schönen Tages brachte ihm ein Bauer eine Karre Brennholz. „Wirf das Holz auf den Hof, und dann komm rein und nimm dir das Geld mit“, sprach der Brezelbäcker. Nun hatte er vor kurzem eine Reihe neuer, harter und blanker Berliner Taler eingenommen. Von denen nahm er acht Stück und legte sie vorne in den Brezelofen und machte sie ordentlich heiß.



Als der Bauer nun abgeladen hatte und reinkam, da lagen die heißen Taler auf dem Tisch. Wie nun der Bauer den ersten Taler anpackte, da verbrannte er sich ordentlich die Finger. „O“, sagt nun der Brezelbäcker bedauernd, obwohl er sich innerlich vor Lachen schüttelt, „hast du dich verbrannt? Das tut mir leid, aber ich habe die Taler gerade frisch gemacht. Sag aber keinem Menschen was

davon!“ Auf dem Rückweg , als der Bauer nun an der Wirtschaft an der dicken Pumpe vorbeikommt, hält er an, um sich ein „Broeselmanns“ zu trinken. Dabei kann er natürlich den Mund nicht halten und gibt dem Wirt die Geschichte preis. Dieser kannte nur zu gut die Streiche des Brezelbäckers, schlägt aber noch in die Kerbe und macht den Bauer ordentlich bange und sagt: „Ja ja, der kann allerhand Kunststücke“. „Wenn das so ist“, so daraufhin der Bauer, „dann will ich aber machen, dass ich die Taler schnell los werde“ und fährt flugs die Kölner Strasse hinauf. Das Gespräch in der Wirtschaft wurde aber noch von einem anderen Gast gehört. Nach acht bis



vierzehn Tagen trifft beim Brezelbäcker eine Vorladung nach Elberfeld wegen Verdachts auf Falschmünzerei ein. Nachdem der Richter die Geschichte vernommen und ein paar von den „falschen“ Talern besichtigt hatte, lachte er aber und sagte zu dem Brezelbäcker, er sollte doch ruhig wieder heimgehen.

Der erste Arrestant im neuen Lenneper Rathaus

Das von Albert Schmidt erbaute Lenneper Rathaus in der heutigen Bahnhofstrasse wurde im Jahre 1889 fertig gestellt. Im Keller des Baues waren auch Arrestzellen eingebaut. Zu dieser Zeit amtierte in Lennep Polizeikommissar Frohnert, ein schneidiger, aber in seinen Amtshandlungen durchaus gerechter Herr. Als nun der Bau in Betrieb genommen war, erschien August Kluthe, ein bekannter Lenneper Bürger, der sein Speditionsgeschäft ganz in der Nähe liegen hatte, im Rathaus und besuchte dort auch den Polizeikommissar Frohnert. Dieser ging bereitwilligst mit seinem Besucher durch das ganze Haus und zeigte ihm die Räumlichkeiten. Im Keller wurden dann auch die Gefangenzellen besichtigt, dabei meinte August Kluthe: Wer wird wohl hier der erste Arrestant sein? Das kann wohl niemand wissen, entgegnete der Kommissar. Darauf Kluthe: doch, ich weiß es, morgen werde ich es Ihnen sagen! Mit diesen Worten schnellte er aus der Zelle, schloss die Tür und drehte den Schlüssel um. So musste der Polizeikommissar als erster Arrestant zwei Stunden lang in der Zelle verbringen. Polizeikommissar Frohnert hatte aber durchaus Verständnis für eine witzige Sache, und so blieb Kluthe von einer Anzeige wegen Freiheitsberaubung verschont. Der Vorfall erregte in Lennep natürlich schallende Heiterkeit.

**Weitere
Erzählungen und
Begebenheiten
vornehmlich aus dem
19. Jahrhundert**

Der Bauer schickt den Jockel aus

Als Albert Schmidts Großvater Leopold 1848 den Auf- und Erweiterungsbau für den Baron Fürstenberg in Schloss Heylighenhoven bei Lindlar ausführte, so musste er sich mit seinem Sohn Christian wochenlang dort aufhalten, und Christian hatte seiner Frau in Lennep die Geschäfte überlassen. Der Nachrichtendienst zwischen dem Schlossbauplatz und der Stadt Lennep scheint nicht besonders ausgebildet gewesen zu sein, so dass man sich dort entschloss, wegen einer wichtigen Angelegenheit einen Boten nach Heylighenhoven zu entsenden. Aufgrund des vor Ort herrschenden Arbeitermangels wurde dieser allerdings gleich einbehalten und am Bau mit angestellt, so dass ein zweiter Bote ausgesandt wurde, der ebenfalls mitarbeiten musste, bis man endlich am darauf folgenden Wochenende in Lennep erschien.

100 Hühner und doch keine Eier

Albert Schmidts Vater Christian galt in seinem Lenneper Familien- und Freundeskreis als absolut ehrlich und zuverlässig. Seine Güte und Menschenliebe wurde häufig von seinen Freunden ausgenutzt. Als er sich nach dem Examen seines Sohnes vom Baugeschäft zurückzog und nur noch die Ziegelei am Neuenhof betrieb, hatte er dort eine grosse Geflügelfarm eingerichtet, um die hundert Hühner, Enten und Gänse. Aber die Eier wurden ihm von seinen Freunden abgeschmeichelt, so dass seine arme Frau häufig sagte: 100 Hühner und doch keine Eier! Sein Ruf als unbedingt zuverlässig war so gross, dass ihm die Firma Schürmann & Söhne in der Revolutionszeit von 1848 ihre Vermögensdokumente in den Bettkasten legte, bis die Gefahr vorüber war. Er schlief auf diesen Millionenwerten, bis die gefahrlosen Zeiten wieder eingekehrt waren.

Ein Deckensturz

Als Christian Schmidt im Jahre 1840 von Dahlhausen nach Lennep übersiedelte, baute er sich in der Poststrasse 8 unterhalb des Berliner Hofes ein Steinhaus, das heute noch besteht. Da aber die Geschäfte bald wieder schlechter gingen, so siedelte sich die Familie zur Miete in dem Haus des Chirurgen Dr. Weber auf der Knusthöhe 11 an. Das Haus war ein Fachwerkhaus mit Schieferverkleidung, wie es seit jeher in Lennep üblich war. Da es schon sehr alt war und die Wohnzimmerdecke bereits Risse zeigte, hatte man die Befürchtung, dass die Decke nicht halten würde. Eines Tages war die Hausfrau damit beschäftigt, einem Bettler an der Haustür ein Butterbrot zu geben, als es im Gebälk knisterte. Sie stürzte in den Raum zurück, riss ihr Jüngstes aus der Wiege und lief nach draussen. Die Decke stürzte ein und nur ein Rand blieb haften, wo der kleine Albert zufällig am Fenster gestanden hatte. Er wurde so gerettet. Von der dicken Lehmdecke, die heruntergefallen war, wurde die Wiege aus Drahtgeflecht vollkommen platt gedrückt.

Eine Brauhausgeschichte

In den mittleren Jahrzehnten des vorvorigen Jahrhunderts, bevor die Eismaschinen erfunden waren, konnten noch kleinere Bierbrauereien bestehen. In der Wetterauer Strasse, im Hause neben dem großen Eckhaus am Markt, hatte damals Wilhelm Dürholt seine Brauerei und eine gutgehende Schankwirtschaft, in welcher hauptsächlich der mittlere Bürgerstand verkehrte. So auch der Bauunternehmer Christian Schmidt. Dieser erzählte um 1850 häufig von dem Erzreichtum seiner früheren oberbergischen Heimat. Diese Erzählungen veranlassten einige Freunde, eine Informationsreise dorthin zu unternehmen, und als

man sich vor Ort in den Gruben umsah, erblickte man überall im Lampenlicht glitzernde Erzgänge. Hoffnungsfroh, wenn auch mit wenig Kapital, wurde alsbald eine Bergwerksgesellschaft gegründet. Aber es stellte sich nach einiger Zeit heraus, dass man nur sog. Erznester erblickt hatte, und die Stollenwände waren, wenn immer die Aktionäre aus Lennep zur Inspektion anreisten, mit fremden Erz geschmückt. Die oberbergischen Arbeiter wollten nur beschäftigt und bezahlt sein, und das Ganze war ein arger Reinfall. Der eigentliche Verursacher ließ sich deshalb im Wirtshaus Dürholt längere Zeit nicht blicken und zog sich in seine Bautätigkeit in Wilhelmstal zurück, wovon man ihn per Anzeige im Lennep-er Kreisblatt wieder abzulenken versuchte. Einige Teilhaber waren aber von dem Vorhandensein großer Schätze in den verlassenen Baugruben so durchdrungen, dass sie später noch nach Jahrzehnten versucht haben, eine Gesellschaft zur Ausbeute zusammenzubringen, jedoch ohne Erfolg.

Der alte Burghardt

Am Ende der fünfziger Jahr des vorletzten Jahrhunderts wohnte im Hause der Schmidts an der Knusthöhe auch der Geschäftsgehülfe Burghardt, der die Buchführung besorgte und die kleineren Reparaturarbeiten in der Stadt leitete. Er wurde wegen seiner antiquierten und eigenartigen Gewohnheiten und Manieren von den Kindern häufig kritisiert und belacht. Am Abend sassen die alten Herren rauchend in der Wohnstube, und es wurde meistens politisiert. Wenn der alte Burghardt eifrig für seine Ideen gesprochen hatte, dann war ihm die Pfeife ausgegangen, er sprang dann auf, um sie mit einem Span als Fidibus neu anzustecken, welches am Abend wohl zehnmal geschah. Der alte aus dem Arbeiterstande hervorgegangene Gehülfe war offenbar kein grosser Freund des Wassers, und Seife

war ihm ein unbekannter Begriff. Sein runzelvolles Gesicht war grau von Staub. Er nahm morgens einen Mund voll Wasser, spuckte dasselbe in seine Hände und wusch sich alsdann um Mund und Nase, so dass die kleine Ida Lorenz vom Krebsögersteg, die damals im Hause Schmidt wegen ihrer Ausbildung in Lennep die Woche über einquartiert war, in echtem Platt zu ihm sagte: Burghardt, Je waschen öch wie ene Katte! Wenn er sich zweimal wöchentlich rasieren liess, dann kam sein Gesicht mit Seife in Berührung, und da er bartlos war, wurde dadurch das ganze Gesicht gereinigt, so dass Ida Lorenz dann ausrief: So, nu seih ju ordentlich ut!



Der Tod von Christian Schmidt

Als der Bauunternehmer Christian Schmidt im Alter von nur sechzig Jahren starb, weil die Wissenschaft noch nicht so weit entwickelt war, dass seine Leiden operiert werden konnten, hat er in seinem Haus auf der Knusthöhe elf Tage im Sarg über der Erde gelegen. Weil keine Verwesung eintrat, das damals einzige sichere Zeichen des Todes, so konnte er nicht begraben werden. Es war ein Zeichen seines gesunden Körpers, der nur wegen eines örtlichen Leidens, entstanden beim Fall vom Gerüst beim Fabrikbau zu Vogelsmühle, nicht weiterleben konnte.

Die Revolution von 1848/49 in Lennep

Als im Jahre 1848 die Revolutionäre, nachdem kurz zuvor in Burg an der Wupper die Königliche Scherenfabrik zerstört worden war, in Lennep erwartet wurden, rief Franz Hasselkus, der Führer der Bürgerwehr, seine Schar zu den Waffen. Aber o weh! Viele warfen die Bewaffnung weg und liefen schnell nach Hause mit dem Ruf: „Eck hew Frau un Kinner“. Aber der Alarm war sowieso ein Fehlalarm gewesen: man hatte die Feldarbeiter von Kluthe, die vom Heumähen zurückkehrten, für die Revolutionäre gehalten, weil ihre Sensen wie Waffen in der Sonne glänzten. Ein andermal war die Bürgerwehr alarmiert worden, weil die Revolutionäre von Elberfeld her im Anzuge wären. Der kleine Albert Schmidt marschierte stolz mit bis zum Neuenhof, sein Vater Christian hatte ihn das Gewehr tragen lassen. Am Neuenhof hörte man jedoch, dass die Revolutionäre nach dem Grüental gezogen seien, von dort aus über Vogelsmühle nach Herkingrade, wo sie das Schicksal einholte. Das war die grosse Schlacht von Remlingrade, die Vinzenz von Zuccalmaglio, mit dem Schriftstellernamen Montanus, so schön beschrieben hat.

Ein unwiderleglicher Beweis

Zerstörungslustige Männer aus Solingen, Cronenberg und Remscheid hatten 1849 in einer Nacht Burgtal zerstört, und der Besitzer dieser Fabrik klagte auf Schadenersatz. Da kam eines Tages die Remscheider Polizei, um gemeinsam mit den Lenneper Kollegen eine Untersuchung anzustellen, denn nach der Angabe eines Remscheiders sollte auch ein Lenneper an der Zerstörung von Burgtal beteiligt gewesen sein. Der Beschuldigte war ein Mann, der im Straßenbau tätig war. Die Tage waren kurz, und deshalb ließ sich der Wegearbeiter sein Mittagessen von der Frau auf die Arbeitsstelle bringen. Er saß am Wegesrand und ließ es sich gut schmecken. In der Mittagspause wurde in der Regel auch der Tageslohn ausgezahlt: zwanzig Silbergroschen. So geschah es auch heute, als die Polizei an den Mann herantrat und ihm die Anschuldigung mitteilte. Seine Frau hatte gerade die zwanzig Silbergroschen eingesteckt, wie sie dies täglich zu tun pflegte. Zu der Anschuldigung schwieg der Mann, sah die Beamten ruhig an und schüttelte mit dem Kopfe. Die Frau aber, als sie begriff, worum es sich handelte, nahm ihren Mann mit beiden Armen fest umschlungen an sich und sagte herzlich und nachdrücklich: O nee, min Mann is in jeder Nacht bi mi em Hus gewesen! Nach diesem einwandfreien Zeugnisse, das niemand widerlegen konnte, ließ man den Mann in Ruhe. Den großen Schaden an der Fabrik Burgtal mussten die Gemeinden Solingen, Remscheid und Burgtal anteilig ersetzen, Lennep aber ging frei aus.

Lennep legt seine Elberfelder Straße an

Das Revolutionsjahr war zwar in Lennep recht still, aber doch nicht spurlos vorübergegangen. Der Handel stockte und die Arbeitslosigkeit war hier die Folge auch im Jahre 1849, in dem in der Umgebung der Stadt immer wieder

einmal neue Unruhen ausbrachen. Der damals regierende Bürgermeister wusste in dieser für die öffentliche Ordnung gefährlichen Situation nicht recht, was zu unternehmen wäre. Viele Familienväter waren in Lennep ohne Verdienst und eine Unterstützung gab es nicht. Da gingen fünf Lenneper Bürger zum Rathaus. Nach dem späteren Bericht von M. Philipp im Kreisblatt von 1922 waren dies lauter große Gestalten, wahre Enakssöhne, darunter zwei Hasselkus, und sie erklärten: Herr Bürgermeister, wir wollen in Lennep keine Unruhe haben. Entweder Sie regieren die Stadt, oder wir nehmen das Regiment an uns. Was ist jetzt zu tun? Wir geben den Arbeitslosen Arbeit! Wir bauen die Elberfelder Straße! Am anderen Morgen ging es los. Von der Post aus zog sich alsbald die neue Weglinie links nach der Gartenstrasse hin, bog dann aufwärts in die Englinghauser (heute: Endringhauser) Gasse ein und wandte sich dann vom Diepmannsbacher Weg rechts ausbiegend nach der Blume hin. Diese Arbeitsbeschaffungsmassnahme schuf also die heutige Lüttringhauser Strasse.

Die steile Knusthöhstraße

Die Anlage der Elberfelder Straße beendete vor allem auch die Epoche der gefährlichen Wegführung über die steile Knusthöhe, auf dem Wege von Köln über Lennep nach Barmen und Elberfeld. In der alten Zeit fuhr die Postkutsche noch den steilen Berg über die Knusthöhe. Vierspännig kam sie im Sommer über den Berg. Im Winter aber, bei Eis und Schnee, kamen Kinder und alte Leute leicht in Gefahr, wenn die Postkutsche und überhaupt die Pferdefuhrwerke auf der glatten Bahn auf die Seite rutschten. Albert Schmidt berichtet, dass er als Kind einer solchen Katastrophe beinahe zum Opfer gefallen wäre. Eine Postkutsche, die von den Pferden nicht mehr

gehalten werden konnte, rutschte bis gegen das Haus von Bauer Kuhstoß und blieb zum Glück vor einem kleinen Mäuerchen hängen. Der Bauer Kuhstoß trug übrigens den erschwerten Verkehrsverhältnissen an der Knusthöhe auf seine Weise Rechnung. In seinem Anwesen an der Knusthöhe 4 hielt er nämlich bis zu sechzehn Vorspannpferde bereit und stand den Fuhrleuten zu jeder Tageszeit zur Verfügung. Für jeden Vorspanndienst erhielt er zwanzig Groschen und wurde dadurch reich. Ihm wird von daher der Bau der Elberfelder Strasse weniger gefallen haben. Die damaligen Kinder aber haben sich über die Entlastung der Knusthöhstrasse sehr gefreut. Denn nun konnte man dort im Winter viel besser Schlitten fahren!

Die Cholera

Nach dem Schützenfest des Jahres 1849 suchte das Schreckgespenst der Cholera auch das Lenneper Städtchen heim. Ein Kutscher aus Köln, der Festgäste gebracht hatte, und bei Kind auf der Kölner Straße logierte, hatte die Krankheit eingeschleppt und starb am letzten Schützenfesttage. Es dauerte nicht lange, so verbreitete sich die Krankheit in den engen, schmutzigen Gassen. In der Splittergasse, der später verschwundenen Kunstgasse, dem Kraspütt und auf dem Munsterplatz hatte sie den richtigen Nährboden getroffen, auf dem sie sich entwickeln konnte. Man hatte anfänglich noch bei jedem Begräbnis die Totenglocke geläutet, das wurde aber bald eingestellt. In der schlimmsten Zeit waren täglich acht Personen an der Cholera gestorben, für eine kleine Stadt von höchstens 5000 Einwohnern eine sehr grosse Zahl. Erst 1883 konnte eine vollständige Kanalisation und Wasserleitung gebaut werden, wodurch die gesundheitlichen Verhältnisse un-
gemein verbessert wurden.

In der Schule

Die Schulen um 1850 können mit den späteren gar nicht verglichen werden, sie waren unmässig überfüllt, von einem anschaulichen Unterricht konnte keine Rede sein, die Lehrer erhielten so wenig festes Gehalt, dass sie sich durch Privatstunden und die Zuwendungen über die Schüler erhalten mussten. Dies war auch in Lennep so, und die Mutter des kleinen Albert Schmidt lud seinen Lehrer Ungewitter jeden Mittwoch nachmittag zum Kaffee ein. Es wurde dann ein sog. Napfkuchen gebacken, und die Kinder sahen neidvoll zu, wie derselbe von dem Herrn Lehrer vertilgt wurde. Eines Tages warf der kleine Albert im Übermut mit einer Birne aus dem elterlichen Garten in der Schule die Fensterscheibe ein, und der Lehrer Kötter sagte zu den Schülern: die Scheibe muss bezahlt werden, und ihr könnt alle etwas mitbringen, damit die Kosten für den einen nicht zu gross werden. Die Wohlhabenden haben dann soviel gegeben, dass von einer jeden Spende das Fenster hätte bezahlt werden können. Es kam auf diese Weise ein großer Haufen Geld zusammen, und der Lehrer hat ein gutes Geschäft gemacht. Ein andermal wurde der kleine Albert vom Zeichenlehrer Meunier überrascht, wie er den korpulenten, aber sonst äusserst beliebten Mann an der Wandtafel karikierte. Auf die Frage, wer dort dargestellt sei, erhielt er die Antwort, es handele sich um den Remscheider Wirt Alberty, der mit dem in Wirklichkeit Gezeichneten sehr viel Ähnlichkeit hatte. Der Lehrer sagte, du bist ein Schlingel, gab ihm sechs Kopfnüsse und zur Strafe auf, zwölf Blätter mit ähnlichen Bildern zu malen. Diese steckte er bei der Ablieferung schmunzelnd in die Tasche, und die Angelegenheit hat dem jungen Künstler nicht geschadet.

Schule und Gesundheit

Die Erinnerungen an das vormalige Schulwesen wurden, und dies nicht unbedingt unter dem Beifall der späteren Schulbehörde, auch von einem Herrn gepflegt, der im Rahmen der Berichte „aus dem alten Lennep“ im Kreisblatt März 1922 unter dem Verfasserkürzel „H. L.“ folgendes zu Papier brachte: Der Schulunterricht begann mit dem fünften Lebensjahre in einem Raum der katholischen Schule, der unmittelbar an dem Abwässerteich der sog. Drahtmühle an dem späteren Jahnplatz lag. Dieser war von sog. Erdkuhlen umgeben, in denen sich die Abwässer der Stadt zu einem dicken Brei vereinigten, um von hier den unterhalb liegenden Wiesen als Dünger zugeführt zu werden. Alles was an sterblichen Überresten der Hunde und Katzen nicht untergebracht werden konnte, wurde diesen Erdkuhlen anvertraut, unbeschadet der pestilenzartigen Ausdünstungen, die die ganze Nachbarschaft belästigten. Hygienische Vorschriften gab es damals noch nicht und waren am Ende sogar überflüssig, denn in den umliegenden Häusern erfreuten sich die ältesten Leute eines gesunden Daseins, ich erinnere nur an die Familie Althoff. Eine Belustigung der Schuljugend bestand darin, in den Holzrinnen, die, nach oben offen, die Abwässer zu den Erdkuhlen leiteten, im Hochsommer eine glitschige Rutschbahn anzulegen. Die Jugend war damals eben noch anspruchsloser.

Lehrergeburtstage

Wer erinnert sich noch der bis in die 1860er Jahre gebräuchlichen Unsitte der Geburtstagsfeier der Lehrer? Und der Empfangnahme der zahlreich eingehenden Geschenke, die nach der Besichtigung der Geburtstagskinder in einem Dank endete, der bei einem der Lehrer stets also

lautete: "Diejenigen, die mir etwas mitgebracht haben, die grüßen ihre Eltern!" Die Schulräume wurden an diesen Festtagen mit Kränzen geschmückt und der anrückende Lehrer mit Zündhütchengeknalle empfangen. Vereinzelt wurden die Geschenke, insbesondere, wenn es sich um Backwerk handelte, auch direkt zur Wohnung des Lehrers gebracht. Nach der Erinnerung Berichterstatters „H. L.“ sollten eines Tages zwei Lenneper Schüler ihrem Lehrer eine „Rodongkuchen“ überbringen, der mit vielen Rosinen verziert, in einem ansprechenden Körbchen verstaut war. Nach einer eingehenden Inspektion auf dem Wege zum Hause des Lehrers waren allerdings die schmackhaften Rosinen am äußeren Kuchen verschwunden. Der in solchen delikaten Angelegenheiten aber einführende Lehrer brachte es doch noch zu einem kleinen Nachspiel, indem er dem Vater bei einem Zusammentreffen in der Gesellschaft bat, doch nächstens ein solches Geschenk durch das Dienstmädchen bringen zu lassen, da diesmal der Kuchen nicht in seinem Naturzustand zu ihm gelangt sei. Der Erfolg war daraufhin bei den Überbringern ein durchschlagender.

Geographieunterricht

Im übrigen hatte gerade der in Frage stehende Lehrer eine wunderbare Methode, seinen Schülern Geographie beizubringen. Er ließ z.B. die Knaben die Flüsse Europas anhand der großen Landkarte so lange hersagen, bis alle sie am Schnürchen auswendig konnten. Diese Kenntnis verhalf einem seiner ehemaligen Schüler zur Erreichung des Einjährig-Freiwilligen-Zeugnisses bei der Düsseldorfer Regierung. Der junge Mann wurde von seinem Examinator gefragt: Können Sie mir einige Flüsse Europas nennen? In diesem Moment erinnerte sich der Gefragte an

das in der Elementarschule erlernte Verschen und sagte es ohne zu Zögern auf. Der Examinator wendet sich staunend an den Gefragten mit den Worten: welche unheimlichen Kenntnisse! Und er lässt ihn von allen weiteren Fragen unberührt.



Herr Lehrer, Büchelchen lesen!

Wenn erwähnter Lehrer einmal vorzüglicher Laune war, so pflegte er an die Klasse die berühmte Frage zu stellen: Was wollen wir nun einmal beginnen? Darauf erfolgte die Antwort der Schüler: Herr Lehrer, Büchelchen lesen! Der Lehrer: Ja, hier ist der Schlüssel! Der erste Ordner sprang hinzu und öffnete den auf dem Katheder an einer Seite stehenden Schrank, holte daraus die bereits vergilbten „Büchelchen“ heraus und verteilte sie unter den harrenden Jungen. Die Büchelchen enthielten kleine wissenschaftliche Abhandlungen über einheimische Tiere. „Die Biene“ lautete die Überschrift des ersten Artikels, der mit dem Liedchen begann, das sofort unter der Violinbegleitung des Lehrers angestimmt wurde: „Willst` ein feines Liedchen hören, höre nur die Biene an, wie sie wacker summen kann, Fleiß und Kunst treibt jedermann“, usw. usw. Nach der Biene kam der Wunsch von einigen Eingeweihten zum Ausdruck: Herr Lehrer, die Kohlmeise! Die erste Strophe der entsprechenden Abhandlung schloss mit einem Reimwort, das in der Verwechslung mit einem anderen mit einem höchst unästhetischen, hier nicht wiederzugebenden, Ausdruck schloss. Die Verwechslung ergab sodann ein gründliches Durchprügeln des betreffenden Schülers.. Die gute Laune des Lehrers war dann verloren und die ganze Klasse froh, wenn der Schulschluss eingeläutet wurde.

Die Pickheuer

Nach dem Bericht von „H.L.“ im Kreisblatt von 1922 hatte der Lehrer auch ein unheimlich feines Gehör, aber nicht für Musik, sondern für das Geräusch, das durch das Aneinanderstoßen der Pickheuer oder Knicker in den Taschen seiner Schüler verursacht wurde. Wie eine Spinne ihre Opfer, so holte er sich den Schüler heraus und entleerte

dessen Taschen von den Pickheuern und schleppte diese mit nach Hause. Hier trieb er einen schwunghaften Handel mit diesem Spielzeug, behandelte aber seine Kunden insofern großzügig, als er für einen Groschen sieben Stück verabreichte, während man sonst nur sechs und im Laden sogar nur vier dafür bekam. Wir wollen dies heute seiner Sparsamkeit zugute halten, die bei dem damaligen sehr geringen Gehalt aller Lehrer gewiss angebracht war.



Ein unerhörter Hagelschlag

In der Bartholomäusnacht am 24. August 1855 trat in Lennep und um die Stadt herum ein furchtbares Gewitter auf. Von zwölf Uhr nachts bis vier Uhr morgens war das ganze Firmament in Feuer getaucht. Strahlen- und Flächenblitze folgten so schnell, dass man keine Unterbrechung wahrnehmen konnte. Der Donner brüllte ununterbrochen wie ein Trommelfeuer und ging dann kurz vor vier Uhr in ein eigentümliches Rauschen über. Es war die Einleitung zu einem furchtbaren Hagelschlag, wie er seither im Bergischen Land nicht mehr erlebt wurde. Die Hagelkörner hatten die Größe von Hühnereiern, einige sogar noch größer, und sie bedeckten innerhalb von fünf Minuten zehn Zentimeter hoch die ganze betroffene Erdoberfläche. Das Unwetter erstreckte sich vom südlichen Rande der Stadt Lennep über Lüttringhausen bis nach Ronsdorf hin. Sämtliche Ziegeldächer und Fensterscheiben, ja bei den älteren Häusern sogar die Fensterrahmen wurden total zertrümmert, die Bäume und Sträucher wurden vollständig entlaubt. Die Vögel, Hasen und Kaninchen wurden zu Tausenden erschlagen. Da nicht genügend Dachziegel und Glas zu haben war, mussten die Gebäude und Fenster vorübergehend mit Brettern verschalt werden. In vielen Häusern lagen die Schlafzimmer nach der Wetterseite hin, so dass die zerschlagenen Fenster in die Betten fielen, wodurch viele Glasverletzungen entstanden. Dieses Ereignis gab noch mehr als fünfzig Jahre später Anlass zu vielen dramatischen Berichten und Erzählungen.

Bei Kreisbaumeister Laur

Nach der praktischen Lehre an dem Neubau der Tuchfabrik Wilhelmstal kam Albert Schmidt 1856 zum Kreisbaumeister Laur, in dessen Büro junge Leute im Bauzeichnen unterrichtet wurden. Eines Tages erhielt

jeder der damals fünf Baueleven den Auftrag, eine fein kolorierte Zeichnung auszuführen, mit der Zusicherung des Lehrmeisters, dass die beste Zeichnung prämiert werden sollte. Die Zeichnungen wurden von allen mit grossem Eifer durchgeführt. Albert Schmidt glaubte, seine Zeichnung würde wohl die Prämie erhalten. Sein Mitlehrling Schröder schien auch dieser Ansicht zu sein, scheinbar unabsichtlich ergoss sich plötzlich aus einem Tintenfass der schwarze Inhalt auf Alberts Zeichenbrett. Diesen übermannte nun der Zorn und er stürzte sich auf den Übeltäter und bearbeitete ihn mit einem Stuhl. Schröder erzählte dem vorher abwesenden Kreisbaumeister, man habe ihn misshandelt, und es wäre alles seine Schuld nicht gewesen, so dass Laur den in Wirklichkeit Geschädigten aus der Lehre werfen wollte. Obwohl dies nun freilich gerade noch verhindert werden konnte, so war doch das Vertrauensverhältnis so getrübt, dass der Lehrling es doch vorzog, die Lehrzeit Ostern 1858 von sich aus zu quittieren.

Eine Freifahrt nach Lennep

An der Ruhmeshalle in Hückeswagen erwarteten einmal drei junge Bautechniker, die dort nivelliert hatten, den von Wipperfürth zurückkommenden Postbeiwagen, um den Kutscher zu bewegen, sie nach Lennep mit zurückzunehmen, was offiziell nicht gestattet war. Der Postillion war mit Rücksicht auf das zu erwartende Trinkgeld bereit, und sagte, am Gefangenenhaus in Lennep müssten die drei aussteigen, er halte dann einen Augenblick. Der Postwagen hatte aber eine Türe an der hinteren Seite, und da die drei jungen Herrn wenig Geld hatten und sich einen Spass machen wollten, so stiegen sie nach dem Einbiegen des Wagens in die Poststrasse heimlich und geräuschlos aus, folgten dem Wagen aber in einiger Entfernung, um die

Enttäuschung des Postillions nicht zu versäumen. Am Gefangenenhaus an der Poststrasse 10 stieg der Postillion ab, öffnete die Tür und fand den Wagen leer. Mit drohenden Flüchen bestieg er dann seinen Bock und fuhr weiter hinauf zur Post. Er hat sich übrigens später an zweien der Übeltäter gerächt, indem er sie bei einer Extrapost über die Erdhaufen an der Landstrasse fuhr.

Eine ungewöhnliche Hochzeit

Als der junge Albert Schmidt seine angebetete Maria, die Tochter des Maschinenbauers Friedrich Haas heiratete, drohte dies zunächst am Problem einer „Mischehe“ zu scheitern. Vater Haas hatte einen heiligen Eid geleistet, einer Verbindung seiner katholischen Tochter mit einem evangelischen Ehemann niemals zuzustimmen. So mussten die Verlobten warten, bis Maria majorenn, also mündig geworden war. Das war an ihrem 22. Geburtstag. Die Brautleute liessen dann ihre beabsichtigte Verbindung dem Vater über einen Notar offiziell zustellen. Nach der öffentlichen Wartezeit wurde die Hochzeit im engsten Familienkreise gefeiert. Die bürgerliche Trauung hatte morgens auf dem Rathaus stattgefunden, und die kirchliche Zeremonie sollte am Abend in der alten katholischen Kirche vorgenommen werden. Auch dies sollte jedoch nicht ohne Widerstände vonstatten gehen. Albert war bereits Tage zuvor zu Ohren gekommen, dass dreissig Protestanten aus Lennep ihm den Eingang in die Klosterkirche verstellen wollten. Er steckte sich deshalb heimlich eine Hundepeitsche unter den Rock. Als das Brautpaar eintraf, dunkelte es schon etwas, und ein Menge Menschen stand drohend vor der Kirche. Von den hinter dem Paar einerschreitenden Gästen unbemerkt zog Albert seine Hundepeitsche blitzschnell aus dem Rock

und die Demonstranten waren so überrascht, dass das Paar ohne Hinderung die Kirchentüre passieren konnte. Nach der Trauung, so wird berichtet, war draussen keine Menschenseele mehr zu erblicken.



Die alte Posthalterei

In der späteren Verwandtschaft mit der Familie Schmidt war auch die Familie des Posthalters August Gross, sie wohnten damals in dem hinteren Teil des Gasthofs Schingen an der Knusthöhstrasse. Die Posthalterei lag überwiegend am Eintritt der Englinghausergasse, welche von 1849 an zur Elberfelderstrasse umgebaut wurde. Die mehreren dazugehörigen Gebäude wurden nach Eingang der Posthalterei von einer Barmer Baufirma angekauft und zu Wohnungen und Läden umgebaut. Das lange Stallgebäude an der späteren Lüttringhauser Strasse wurde sodann von Carl vom Berg als Lager des Spezereigeschäfts

angekauft. Es brannte im Jahre 1884 vollständig nieder, die brennenden Speckseiten flogen durch die Luft und zündeten sämtliche umliegenden Hausdächer an, die mit Strohdocken gedeckt waren, so dass die Feuerwehr grosse Mühe hatte, die Gebäude zu retten.

Vom Segen des Turnens

Die Firma Wülfig & Sohn hatte im Frühjahr des Jahres 1866 in Dahlhausen die alte Fabrik der Gebrüder Bauendahl angekauft und ließ sie zu einer großen Streichgarnspinnerei ausbauen. Das vorhandene Fabrikgebäude war in seinem unteren Drittel früher als Trockenhaus benutzt worden, und die noch vorhandenen Trockenrahmen und Balkenlagen mussten weggebrochen werden, da sie mit den neuen Geschosshöhen nicht übereinstimmten. Der junge Albert Schmidt stand mit seinem Freund Wilhelm Wender von der späteren Firma Wender & Dürholt, dieser führte die Zimmerarbeiten aus, auf der oberen abzubrechenden Balkenlage, als mit einem Male der gesamte innere Ausbau des Trockenhauses zusammenbrach. Beim Weichen der Balken unter den Füßen ergriffen beide die über ihnen liegenden Balken und baumelten zuerst in der riesigen Staubwolke zehn Meter über dem Trümmerhaufen in der Luft, alsdann machten sie als gute Turner einen Aufschwung und kletterten auf die neue Balkenlage. Der Zusammenbruch der alten Konstruktion war durch einen Baufehler der Vorfahren verursacht worden, der so ohne weiteres nicht zu vermuten war, und er hätte die Nachfahren beinahe das Leben gekostet, wenn sie nicht so schnelle Tatkraft und jugendliche Gewandtheit besessen hätten.

Der Kleine Johannisberg

In den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts entschloss sich die katholische Gemeinde in Lennep, eine neue,

größere Kirche zu bauen, und man hatte bereits am Schwelmertor einen Bauplatz erworben, es war der Thüringsche Garten, der auf einem Hochplateau etwa fünf Meter über der Strasse lag. Ein schmaler Weg führte von der jetzigen Hardtstraßenecke an einer Böschung hinauf zum Gartentor. Es war ein schöner, herrschaftlicher Garten mit großen Bäumen, Rasenplätzen, Gemüse- und Blumenbeeten, und verschiedene Naturlaiben boten lauschige Sitzplätze. Da aber noch nicht genügendes Baukapital



vorhanden war, so wurde der Garten vorübergehend an den Besitzer der oberhalb liegenden Maschinenfabrik Haas vermietet. Eine Tochter des Anmieters hatte damals den Apothekergehülften Plöttner geheiratet. Dieser errichtete nun auf dem Areal 1864 mit der Unterstützung der jungen Bautechniker Albert Schmidt und Wilhelm Wender ein Gartenlokal mit dem Namen „Der Kleine Johannisberg“. In kurzer Zeit erhielt das Etablissement auch einen großen Saal, eine überbaute Kegelbahn und eine Theaterbühne, im Garten einen Springbrunnen und einen Scheibenschießstand. Aber es dauerte nicht lange, dass der Untergang des schönen Unternehmens kam, bevor die Anlagen überhaupt rentabel wurden. Die eifrigen Sammlungen der Lennepers Katholiken hatten bald soviel Geld zusammen gebracht, dass im Herbst 1865 beschlossen wurde, mit dem Kirchenbau im Herbst 1866 zu beginnen, wie es dann auch geschah.

Der Steckschuss im Heiligen

Nachdem die neue katholische Kirche errichtet war und schon einige Zeit bestand, da ereignete sich eines Tages, dass mit einem Knall eines der Kirchenfenster zur Hackenberger Strasse hin zerbarst, und als der Pfarrer die Folgen des sogleich vermuteten Schusses näher untersuchte, so entdeckte er am Altar in der hölzernen Figur eines Heiligen eine Luftgewehrkugel. Im Interesse daran, den Urheber des Schadens zu ermitteln, verfolgte der Pfarrer nun aus der Sicht des getroffenen Heiligen den offensichtlichen Weg der Kugel zurück, und er fand bald heraus, dass sie wohl ihre Herkunft im Kinderzimmer des Maschinenbauers Friedrich Haas haben musste. Bei den derart detektivischen Fähigkeiten des Pfarrers half nun kein Leugnen, und die Täter waren entdeckt.

Ein Teich mit Garantie

Unter dem Garten von Peter Schürmann an der Poststrasse in Lennep, welcher im Jahre 1866 noch den späteren Bismarckplatz umfasste, lag ein städtischer überwölbter Brandteich mit einem überbauten Eingang für die Feuerwehr. Peter Schürmann hatte das Grundstück über dem Brandteich von der Stadt gemietet und die Verpflichtung übernommen, den Teich in Ordnung, und den inneren Dichtungsdamm immer wasserdicht zu halten. Da der Damm aber 1866 doch undicht geworden war, sollte der junge Albert Schmidt eine Kostenberechnung zur Sanierung vorlegen. Als er nun eine zehnjährige Garantie für die Dichtigkeit des Teiches übernehmen sollte, so machte zwei unterschiedliche Angebote. Eine Abdichtung des Mauerwerks mit Garantie sollte 3000 Taler kosten, eine Dichtung des Erddammes ohne Garantie jedoch nur 500 Taler. Der saubere Fabrikant sagte darauf, er verlange die Ausführung zum minderen Preis, jedoch mit der zehnjährigen Garantie, sonst könne man die Arbeiten auch bei den Schürmannschen Bauten an der Vogelsmühle sofort einstellen. Da der damals noch junge Baumeister eine Familie mit mehreren Geschwistern zu ernähren hatte, so hat er dem Druck nachgeben müssen.

Eine Drohung

Zu der selben Zeit musste der junge Albert Schmidt in der Weihnachtszeit das Büro der Firma Schürmann & Schröder aufsuchen, um für die Baufirma eine Abschlagszahlung für die Arbeiten in Vogelsmühle, um die 8000 Taler, zu holen. Vor 1866 waren die Abrechnungen immer über den früheren Baumeister Julius Thomas aus Neuss abgewickelt worden. Deshalb sagte der Fabrikant Schürmann: Ich gebe Ihnen kein Geld, ich weiß nicht, wie

viel ich Ihnen schulde, lassen Sie sich zuerst eine Anweisung vom Baumeister Thomas geben. Die war jedoch gar nicht mehr möglich und bei Abschlagszahlungen sowieso unüblich. Albert Schmidt sagte: ich muss das Geld sofort haben, die Arbeiter wollen damit über die Festtage in ihre Heimat. Die Maurer warten auf mich, und wenn ich ihnen kein Geld bringe, so werden sie selbst hierher kommen, um sich danach zu erkundigen. Da wurde Herr Schürmann ängstlich, und er sagte dann zum Kassierer Braselmann: haben wir noch so viel Geld in der Kasse, so zahlen Sie es aus!

Der Direktor Pocorny

Im Jahre 1867 war in Dahlhausen der Umbau der Fabriken nahezu fertiggestellt, und da sich die Herren Hardt mit ihren früheren Direktoren überworfen hatten, so wurde aufgrund von Empfehlungen der Herr Theodor Pocorny aus Zielenzig in Schlesien bestellt. Als der junge Herr in Dahlhausen über die Brücke kam und die Herren Hardt begrüßte, maß ihn Albert Hardt von oben bis unten und bemerkte in seiner drastischen Art: verdammt klein! Pocorny aber lachte und sagte: auf die Körpergröße kommt es nicht an. Er hatte recht. Nachdem er einen Tag seine Stellung ausgeübt hatte, gab es in den Fabrikhallen nur noch einen Willen, den von Pocorny. Albert Schmidt hat dann mit dem Direktor Pocorny bis zur Entwicklung der vollen Größe Dahlhausens zusammen gearbeitet: Direktorenhäuser, viele Arbeiterwohnhäuser, die Schule und die Fabriken in verschiedenster Form und Größe. Weil der Direktor keine vollständigen Papiere aus seiner ursprünglichen Heimat mitgebracht hatte, so musste der Lennep Baumeister bei dessen Hochzeit mit dem Fräulein Mühlinghaus beim Standesamt in Lüttringhausen bezeugen, dass er ihn zehn Jahre unverheiratet gekannt hätte.

Der Tod in der Kirche

Im Jahre 1872 hatte der Baumeister Albert Schmidt an dem Turm der evangelischen Kirche eine schwierige Aufgabe zu erledigen; gleichzeitig mit der Turmreparatur, wobei ein Einsturz immerhin möglich war, wurde in der Kirche eine sog. Kanalheizung angelegt. Dazu wurde durch den Mittelgang der Kirche ein Kanal erbaut, in dem ovale Tonrohre lagen, welche die Heizgase zum Schornstein leiteten. Da die Kirche nur sonntags geheizt wurde, so war



der Schornstein naturgemäß immer kalt und konnte nur dann ziehen, wenn er vorher durch ein sog. Lockfeuer, das unten im Schornstein zu entzünden war, aufgewärmt wurde. Bei mangelndem Schornsteinzug wurde es gefährlich, da die Rauchgase durch die Fugen der Heizrohrleitung in die Kirche gelangen konnten. Eines Sonntages glaubte der Maurer Schenk, der die Heizung bediente, auf das Lockfeuer verzichten zu können. Der Schornstein zog nicht, und es legten sich Kohlendämpfe meterhoch über den Kirchenboden. Der unglückliche Heizer fiel vor dem Altar zusammen und fand dabei den Tod. Als der Küster später die Tatsache entdeckte, wurden alle Fenster und Türen geöffnet und die Heizung gelöscht. Aber noch Stunden später, während der Predigt, war die Luft so schlecht, dass mehrere Personen ohnmächtig wurden.

Ehrenamtliches

Der Lennepener Baumeister Albert Schmidt war seit dem Jahre 1875 als Mitglied der Baukommission an allen städtischen Hochbau- und Tiefbauangelegenheiten zuerst nur beratend, später aber auch aktiv beteiligt. Der Bürgermeister Sauerbronn verstand es meisterhaft, andere für sich und das Gemeinwohl arbeiten zu lassen. Der spätere Baurat musste bald die vollständigen Funktionen eines Stadtbaurates ausführen, jedoch ohne Bezahlung. Da die Sache nun immer umfangreicher wurde, bewilligte man ihm schließlich für Papier und Schreib- und Zeichenutensilien jährlich 150 Mark, für den genannten Zweck sicherlich eine respektable Summe, die aber angesichts der vielen Pläne, Zeichnungen, Kostenberechnungen, Verdingungen, Überwachungen und Abrechnungen von städtischen Arbeiten gar kein Äquivalent seiner Tätigkeit war. Aus diesem Grunde ließ der Baumeister denn auch

den jährlichen Betrag, selbstbewusst und eigensinnig wie er war, alsbald auf das Konto des Armenhausfonds überweisen.

Hotel Kaiserhof

Ein andermal, es war später im Jahre 1890, sollte der Berliner Hof durch die Stadt für das Bezirkskommando angekauft werden. Der Herr Bürgermeister Sauerbronn holte, wie immer in diesen Fällen, Frack und Zylinder hervor und besuchte den Baumeister Schmidt sonntäglich in seinem Hause, wobei unter anderem beiläufig bemerkt



wurde, es wäre doch sehr bedauerlich, dass der einzige Gasthof für bessere Reisende, der Berliner Hof, nun verschwinden solle. Es würde sicherlich ein glänzendes Geschäft sein, wenn ein neuer Gasthof auf dem Eckgrundstück des Baumeisters Schmidt gegenüber dem Bahnhof errichtet würde, nebenbei habe auch die Stadt Interesse an der Sache, da doch die Reisenden der besseren Stände Gelegenheit haben müssten, in Lennep anständig zu logieren. Die Aussichten für die Rentabilität veranlassten den Baumeister denn auch, den Bau des neuen Hotels Kaiserhofs auf eigene Rechnung zu beginnen. Aber aus der Umwandlung der Berliner Hofs in ein Bezirkskommando ist doch nichts geworden, wodurch der Kaiserhof von Logiergästen sehr wenig benutzt wurde und das Mietertragnis so gering blieb, dass kaum die Zinsen und Unkosten damit gedeckt werden konnten. Der Baumeister Schmidt war also vom schlaunen Bürgermeister Sauerbronn auch hier wieder hereingelegt worden, und er hat das Anwesen nach jahrelangen Kämpfen mit säumigen Mietern fast unter dem Selbstkostenpreis verkauft, weil er es nicht mehr ertragen konnte, auf dem Wirtshausschild nach den gesetzlichen Bestimmungen als Herbergsvater zu figurieren.

Fritz Hardt und die Krammetsvögel

Bei der Planung der Lenneper Kammgarnspinnerei erwies es sich im Jahr 1879 als sinnvoll, dass der noch vom alten Friedrich Hardt zu Dahlerau beauftragte Generalplaner Albert Schmidt eine Informationsreise durch Nordfrankreich und Belgien machen sollte, um dort die beste Art des Baues zu studieren. Zusammen mit Fritz Hardt jun. und dem Ingenieur Bolland aus Verviers machte er sich auf den Weg. Nach Verviers, Lüttich und Namur kam man auch nach Fournies und besichtigte den großen Shedbau der dortigen Kammgarnspinnerei. Als genannte Herren in das

dortige Hotel gingen, um zu speisen, sahen sie auf einem Ofen eine Schüssel mit gebratenen Krammetsvögeln, die Fritz Hardt mit einem Freudenruf begrüßte und sofort darüber herfiel. Die Wirtin protestierte und wollte ihn abhalten, da sie nur einen Vogel für jeden Mittagsgast bestimmt hatte, aber der hungrige Fritz Hardt wehrte mit einer Hand die zappelnde und schreiende Wirtin ab, mit der anderen aber ergriff er in der Schüssel die für ihn als Jäger so beliebte Beute. Die Wirtin hat keinen Schaden gehabt, man hat sie reichlich entschädigt, und die drei Erkundungsreisenden fuhren über Valenciennes weiter nach Lille.

Direktorenhäuser in der Kammgarnspinnerei

Im Jahre 1886 wurden neben vielem anderen in der Kammgarnspinnerei auch die Wohnhäuser für die Direktoren Friedel und Zeuschel, sowie für den Buchhalter Görgens und den Meister Tänzler errichtet, natürlich nach den Wünschen und Bedürfnissen der Herren, äußerlich modern und mit zeitgemäßen Bequemlichkeiten. Der Seniorchef der Firma, Albert Hardt, war mit diesen Bauten nicht recht einverstanden und meinte, die Mitarbeiter könnten sich nach der früheren Gewohnheit einfacher einrichten. Er war im Winter an der Riviera gewesen, und als er zurückkam und die neuen Häuser sah, rief er empört aus: Die haben ja schönere Häuser wie wir! Er drehte sich um, und dem Vernehmen nach hat er die Kammgarnspinnerei nicht wieder besucht. Sehr oft auch wollte er die dauernde Rentabilität der Anlagen nachgewiesen haben. Wenn die jungen Leute dann mit dem eigensinnigen Herrn nicht zurecht kamen, so holte man den Baumeister Schmidt, und da er dessen Ausführungen nicht widerlegen konnte, so rief er einmal aus: Sie rechnen dem Deubel den Bein ab!

Schweizerkühe am Westerholt

Bei der Gründung der Arbeiterkolonie und der Wohlfahrtsanlagen für die Kammgarnspinnerei wurde auch beschlossen, die nördlich gelegenen Höhen anzukaufen und dort einen Wald anzulegen, damit der Nordwind dort durch den Wald in seiner Stärke gemindert würde und die ozonhaltige Waldluft günstig auf die darunter liegende Kolonie wirken könnte. Arnold Hardt hat dann die Anlagen immer größer und schöner ausgebaut und sie der Lenneper Bevölkerung zur Verfügung gestellt. Er baute sich dort auch ein Landhaus und eine Viehwirtschaft mit zwanzig Schweizerkühen, die in einem feinen Stall untergebracht waren, der mit glasierten Wandplatten bekleidet war. Es war natürlich keine rentable Landwirtschaft, sondern nur eine Liebhaberei. Wenn man ihn in seinem Waldhaus besuchte, so sagte er: Was wollen Sie trinken, Sekt, Kognak oder Milch, es kostet alles gleich viel. Nach seinem Tod hat man dann wieder alles abgebaut und auch die vielen Ruhebänke sind verschwunden. Zuletzt wurde sogar der Zutritt zu den Anlagen verwehrt. Vielleicht lag es daran, erinnert sich Albert Schmidt, dass die feindlichen Soldaten oder auch die verdorbene Weltkriegsjugend dort keine Orgien feiern sollten.

Feuer in Dahlhausen

Als der Lenneper Baumeister Albert Schmidt am 12. Dezember des Jahres 1880 abends um neun aus der Gesellschaft Union in der heutigen Wupperstrasse trat, um den Heimweg zur Knusthöhe anzutreten, fand er den ganzen Himmel hellrot beleuchtet, und besonders nach Osten hin. Er war sich gleich darüber im klaren, es musste in Dahlhausen brennen, in der Fabrik, die er im Jahrzehnt zuvor erbaut hatte. Mit Regenrock und langen

Stiefeln machte er sich sogleich dorthin auf den Weg. Am Stadtgarten überholte ihn ein Kutschwagen, der einige Lennep Herren zur Brandstätte bringen sollte. Er rief dem Kutscher zu, er möge anhalten, aber als dies nicht geschah, sprang der Lennep Baumeister auf das Trittbrett und hielt sich am Wagenfenster fest. Die Insassen, die ihn nicht erkannten, stiessen ihn jedoch wieder herunter und er wurde zwischen den Wagenrädern hängend wohl hundert Meter über die Strasse mitgeschleift. Schließlich wurde er doch erkannt und ebenso seine Wichtigkeit am Brandherd. Als man Dahlhausen erreichte, war die ganze Hauptfabrik ein ungeheures Feuermeer. Die Katastrophe hätte nicht größer sein können. Was nicht von selbst eingestürzt war, musste von Menschenhand eingerissen und dem Boden gleich gemacht werden, da ein einfacher Aufbau sich als sinnlos herausstellte.

Jähzorn im Wirtshaus Berghaus

An dem Schaden des Brandes von 1880 in Dahlhausen waren elf Versicherungsgesellschaften beteiligt, welche den Oberinspektor Maring aus Berlin mit der Abwicklung beauftragten. Für die Schäden an den Gebäuden war u.a. der Baumeister Albert Schmidt bestimmt. Die Verhandlungen der Sachverständigen waren äußerst mannigfaltig und zeitraubend, sie führten zeitweise zu persönlichen Kämpfen, weil der Gegenschachverständige in den Verhandlungen dem Baumeister aus Lennep Parteilichkeit im Interesse der Abgebrannten vorwarf. Dieser wurde dadurch so empört, dass er den Mann in einem Anfall von Jähzorn beim Wirt Berghaus zum Fenster hinauswerfen wollte, in die Wupper. Er hatte ihn schon vor dem Fenster, welches direkt nach der Wupper hin lag, auf dem Tisch liegen, um ihn hinaus zu befördern. Der Wirt Robert

Berghaus mischte sich dann in den Streit und verhinderte das gewaltsame Vorhaben. Die Verhandlungen der Sachverständigen wurden daraufhin abgebrochen und einem Obmann vorgelegt, der zu entscheiden hatte.

Die Hebamme Frau Weber

Im Jahre 1887, als Albert Schmidt in Lennep, aber auch in Dahlhausen eine große Zahl von Bauten zu bewältigen hatte, wandte sich die Hebamme Frau Weber an ihn. Auf dem Wege nach Dahlhausen bat sie den Baumeister in ihre Küche und eröffnete ihm, sie hätten sich am Wege ein großes Grundstück gekauft und wollten sich ein Wohnhaus darauf erbauen. Sie ging dann sogleich an ihren Sekretär und sagte, sie hätten sich die Baukosten schon erspart und wollten den Betrag schon jetzt übergeben. Der Baumeister entgegnete, das hätte ja nun keine Eile, und sie könnte zwischendurch noch so manchen Zinsgewinn von der Summe haben. Der Bauplan wurde gemacht und das fertige Haus in bester Weise und mit gewohnter Pünktlichkeit übergeben. Aber dann kam schon die erste Schreckensbotschaft. Der Ehemann der Hebamme, seines Zeichens Postbote, hatte seine Dienststelle bestohlen, er kam ins Gefängnis und löste beim Baumeister den naheliegenden Gedanken aus, dass es wohl mit der Kapitalkraft der beiden weniger gut bestellt sei als angenommen. Die näheren Erkundigungen, die er wohl besser vorher gemacht hätte, ergaben, dass er es mit einem raffinierten Weibe zu tun gehabt hatte, welches seine Liebenswürdigkeit und Gutgläubigkeit ausgenutzt hatte, und das den eigenen Mann vollständig beherrschte und ihn sogar zum Postraub angestiftet hatte.

Mit Kognak im Bevertale

In dem kleinen Häuschen an der Knusthöhe 13 hielt Albert Schmidts Mutter für die Kinder und Enkelkinder jeden Sonntagnachmittag ein Familienkaffekränzchen ab, zu dem sich auch die Familienmitglieder von Haas, Wender und Dürholt usw. einfanden. Am Ostersonntag 1888 begeisterten sich Uromas Gäste an der neuen Talsperren-



idee. Man hatte jetzt an das Bevertal gedacht, und es galt zu erkunden, ob dieses Tal für eine Sperre geeignet sei. Eine Gesellschaft von vierzehn Personen, Damen und Herren, ließ sich mit dem Omnibus über Radevormwald auf der Chaussee von Halver bis zur Schwenke, der Wasserscheide zwischen der Bever und dem Ennepetal, fahren. Zur Verwunderung des Kutschers ließ man dort in der Wildnis halten, stieg aus dem Wagen und sandte den Kutscher nach Lennep zurück, während die Gesellschaft seitlich in den Büschen verschwand. Man durchwanderte in drei Stunden, von leichtem Regen und Schneeschauern begleitet, das Tal von den anfänglichen Quellen bis zur Mündung in die Wupper, wobei Albert Schmidt mit einer Flasche Kognak, die Fritz Haas zur zwischenzeitlichen Stärkung und Aufwärmung mitgenommen hatte, von den geeigneten, höher gelegenen Punkten aus das Terrain nivellierte. Acht Jahre später ist dann aus der Talsperrenidee Wirklichkeit geworden. Nach der langen Wanderung kam man schließlich in Hückeswagen an, wo die Damen bei befreundeten Familien die Strümpfe wechseln konnten. Dann wurde bei Kaffee und Kuchen im Hotel Beilstein für einen würdigen Abschluss der Talsperrenreise gesorgt.

Überflutungen in Lennep

Bei der größten Hochflut des vorvorigen Jahrhunderts, am 24. November 1890, waren zwar die Quellen der Stadt Lennep schon in Kanäle gefasst und abgeleitet worden, aber außerhalb der mit Kanälen versehenen Stadtteile brach aus jeder kleinsten Mulde der Erdoberfläche eine mächtige Quelle aus der Erde, überflutete die nächste Umgebung, und es entstand eine gewaltige Überschwemmung der tiefer liegenden Stadtteile und des unterhalb der Stadt liegenden Wiesentales, das durch eine mächtige Flutwelle durchströmt wurde. Die Ufer des Lenneper Grundbaches

wurden eingerissen und auch in der Umgegend entstanden wahre Wildbäche. Man erinnerte sich an die Beschreibung der Sündflut, die da lautete: „Es brachen auf alle Brunnen der großen Tiefe, und die Schleusen des Himmels taten sich auf. Und es kam ein Regen über die Erde her, vierzig Tage und vierzig Nächte“. Die Hochflut vom 4. Februar 1909, welche nach zweitägigem Regen zunächst ähnliche Erscheinungen brachte, hatte unter dem Strich und Gott sei Dank nicht ganz so große Auswirkungen wie die Sintflut.



Das Riesentier in der Wupper

Im Herbst 1891 wurde in Dahlhausen die neue Anlage der Überfalleinrichtung fertig gestellt und sollte im Dezember bei der ersten höheren Flut ihre Tauglichkeit beweisen. Am Morgen des 5. Dezember ging der Baumeister Albert Schmidt von Lennep nach Dahlhausen und hörte schon in Keilbeck ein sonderbares Geräusch, eine Art Geheul, abwechselnd mit dem Schlürfen von Wasser wie von einem Riesentier. Die Leute liefen zusammen und wussten nicht, was sie davon zu halten hatten. Es war der neue Syphon im Fuhrmannschen Teich, der seine erste Probe bestehen sollte und dabei Töne ausstieß, wie sie vielleicht ein Ichtiosaurus ausgestoßen haben mag, als er vor vielen Millionen Jahren im Kreidemeer unterging. Man erinnerte sich unwillkürlich an Viktor von Scheffels „Gaudeamus“. Der Kampf zwischen dem Wasserabfluss des Rohres und der Luft verursachte ausserordentlich starke heulende Töne und ein Schlürfen, welches weithin gehört werden konnte. Nach einiger Zeit war aber die Luft aus dem Rohr verschwunden, und der Syphon arbeitete nun ruhig und sicher und führte das Hochwasser in berechneter Weise ab.

Festbeleuchtung braucht Strom

Als im Herbst 1891 in Dahlerau die neue Weberei fertig gestellt worden war, wurde ein großes Richtfest gefeiert. Der Geheimrat Hermann Hardt sen. feierte die Anlage und ihren Erbauer, den Baumeister Schmidt aus Lennep, bei einem großzügigen Festmahl. Als danach im großen Festsaal getanzt werden sollte, da versagte plötzlich um acht Uhr abends die gesamte elektrische Beleuchtung, welche durch einen Turbinendynamo mit Wasserkraft erzeugt wurde. Ein Arbeiter, der den Auftrag hatte, jeden Abend die Schütze des Obergrabens abzdrehen, hatte

nicht bedacht, dass die Turbine und die ganze Festbeleuchtung dadurch ausfallen würden. Es wurde aber schnell das Wasser wieder eingelassen, und nach zehn Minuten konnte der Tanz wieder beginnen. Aber zehn Minuten befanden sich die etwa 1000 Gäste, alt und jung, Männlein und Weiblein in absoluter Dunkelheit, welches zu vielen scherzhaften Auftritten Veranlassung bot.

Beton und Zement

Beim Bau eines Oberlichtbaues in Hückeswagen entdeckte man beim Ausschachten der Fundamente für die neue Dampfmaschine, dass sich in zwei Meter Tiefe eine große Schlammschicht befand, die nun durch einen Betonblock ersetzt werden musste. Dieser Umstand wurde an dem Morgen des Tages offenbar, an dem Albert Schmidts Tochter Elli sich verloben sollte. In Furcht vor einer zwischenzeitlichen Senkungskatastrophe saß der Lenneper Baumeister bei der Verlobungsfeier mit gefalteten Händen inmitten des allgemeinen Jubels still neben dem Klavier und überdachte die unglückliche Lage. Aber es erfolgte keinerlei Senkung und der Betonblock konnte in Ruhe gesetzt werden. Im Jahre 1893 sollte in Wermelskirchen die Fabrik Kattwinkel errichtet werden, und man hatte den Bau einer ortsansässigen Firma anvertraut. Bei der Herstellung des Zementbodens sollten nur beste Materialien verwandt werden. Nach der Fertigstellung betrat der Bauleiter Albert Schmidt die Oberfläche und konnte zu seiner Verwunderung jeden hervorragenden Stein mit dem Fuße loslösen, so dass anzunehmen war, dass kein Zementmörtel verwendet war, oder aber nur minderwertiger. Der Lenneper Baumeister stellte an einen Handlanger die Frage, wo ihr Zementvorrat lagere, und der erwiderte,

sie hätten vor einiger Zeit einen Sack Zement erhalten, er wäre schon zur Hälfte verbraucht. Da dem Wermelskirchener Unternehmer die vorschriftsmäßige Ausführung nicht mehr anzuvertrauen war, so wurde die Arbeit nun unter ständiger Aufsicht auf seine Kosten ausgeführt.

Eine Wolkenbruchkatastrophe

Am 6. August 1899, an einem Sonntag, war der Himmel in Lennep bis zwei Uhr nachmittags völlig wolkenlos, es herrsche eine schwüle Wärme von 29 Grad Celsius im Schatten. Da entstand plötzlich über der Mitte der Stadt ein kleine dunkle Wolke, die sich zusehends vergrößerte und bald die gesamte Fläche der Stadt bedeckte. Man sah von der darüber liegenden Knusthöhe aus ein mächtiges Aufwallen und Strömen der Wolkenmassen, die sich wie aus einem Vulkan von unten bildeten. Die Wolke hatte im Kreis die Ausdehnung von ca. tausend Metern, und es war eine Zeit gänzlich windstill. Mit Blitz und Donner fiel darauf bis gegen vier Uhr am Nachmittag der Regen mit 603 Millimeter auf den Quadratmeter. Der Lenneperbach, der die ganzen Wassermengen der Stadt aufnehmen musste, wurde dabei zu einem reißenden Wildbach, der eine tiefe Furche in die Wiesen unterhalb der Stadt riss. Die Ursache dieser Wolkenbrucherscheinung war die Bildung einer Luftblase, die sich über den heißen Dächern der Stadt gebildet hatte, und als die heißen und feuchten Dämpfe in die höher liegenden kalten Luftschichten gelangten, da kondensierten sie und regneten explosionsartig ab.

Ein falscher Verdacht

Im Jahre 1903, in dem Jahr, in dem der Baumeister Albert Schmidt seine offizielle Geschäftstätigkeit beendete, um sich nur noch der Planung von Talsperren und

Wasserkraftanlagen zu widmen, wurde er eines Tages in das Kontor der Firma Hardt, Pocorny & Co gerufen, und der Direktor der Firma sagte zu ihm: „Wir haben gestern Abend etwas für uns Überraschendes erfahren, es wurde uns als ganz sicher begründet erzählt, Sie wären Millionär! Da Sie am Anfang Ihrer Tätigkeit gar kein Vermögen hatten, so müssen wir annehmen, dass Sie das große Vermögen im Geschäft mit uns gemacht haben“. Der Baumeister war sehr überrascht und sagte darauf, es handele sich um eine nichtswürdige Verleumdung, es könne doch leicht am Steuerzettel nachgesehen werden, dass er noch nicht den sechsten Teil einer Million im Vermögen habe. Auf die Frage, wer denn so eine unsinnige Mitteilung überhaupt gemacht hätte, stellte sich nach und nach heraus, dass Schwager Louis Dürholt bei einer guten Flasche Weins mit dem Landrat Hentzen die großzügigen Verhältnisse im Hause Schmidt hervorgestrichen hatte, wohl in der Hoffnung, dadurch auch seinem eigenen Sohn Paul Aufträge zu verschaffen. Der weitere Übermittler der falschen Nachricht, der alte Fritz Karsch, vermied es darauf hin sehr, mit dem entrüsteten Lenneper Baurat zusammenzutreffen.

Am Ende des Lebens

Als Albert Schmidt sein 89. Lebensjahr vollendete, fühlte er sich noch kerngesund. Der 90. Geburtstag wurde im Rosengarten an der Knusthöhe 16 gefeiert, und die Zeitungen berichteten über das Leben des in Lennep beliebten Jubilars. Immer war er allen Neuerungen gegenüber aufgeschlossen gewesen, und als er von einer neuen Vitamin- und Rohkosttherapie hörte, liess er sich kistenweise Apfelsinen schicken. Vermutlich durch die radikale Umstellung seiner Ernährung bekam er im Jahre

1932 dann Furunkulose. Der alte Körper machte dies einfach nicht mehr mit. Eine Enkelin notierte später: wenn er sich nur nicht an dem Furunkel an der Nase gekratzt hätte! Dadurch entwickelte sich eine Gesichtsrose mit hohem Fieber. Die Hälfte des Gesichts war feuerrot. Die Rose breitete sich noch aus, und dem alten Baumeister war nicht mehr zu helfen. Am 8. Mai 1932 starb der Inhaber des roten Adlerordens und des Kronenordens IV. Klasse in seinem Anwesen auf der Knusthöhe 16. Von dort aus wurde der zuvor aufgebaarte Leichnam am 11. Mai auf der Lafette der Lenneper Feuerwehr, deren Ehrenmitglied er war, zum Friedhof gefahren und beerdigt.

Das Gespenst am Wiedenhof

Aus der Lenneper Familie Gross heiratete der Sohn Carl damals eine Frau aus Solingen und kaufte sodann das Gütchen des Brunnenmachers Hess am Lenneper Wiedenhof, und er erweiterte dasselbe so weit, dass eine genügend grosse Landwirtschaft betrieben werden konnte. Das Gut wurde dem Hess damals gerichtlich subhastiert und verkauft. Um die Käufer abzuschrecken, hatte Hess das Gerücht verbreitet, es verkehrten dort böse Geister, die den Grund unsicher machten. Als der kleine Albert Schmidt einmal abends mit seinem Vater Christian vom Neubau der Fabrik in Dahlerau zurückkehrte, begegnete ihnen nahe dem Wiedenhof eine Riesengestalt im tiefschwarzen Leichenmantel, wie sie damals bei den Leichenbegängnissen üblich waren, sie ging vor ihnen her quer über die Straße und verschwand hinter der Hecke. Der ohnehin sehr grosse Brunnenmacher hatte sich durch einen Stock, auf dem ein alter Hut baumelte, noch grösser gemacht. Aber man lachte ihn aus und Vater Christian Schmidt rief ihm zu: Guten Abend Hess! Auch Carl Gross liess nicht nicht beirren und kaufte die Anlage.



Ein Palmengarten

Ein Sohn des Posthalters August Gross heiratete im Jahre 1868 und übernahm die Restauration des Lenneper Bahnhofs. Seine Frau war eine gute Köchin und ihr Mann verstand es, die Restaurationsräume gemütlich zu machen, so dass sie gut bestehen konnten. Da der Wirt ein grosser Blumenfreund war, so hatte er den hinteren Raum des Wartesaales zu einem Palmengarten eingerichtet. Er baute 1876 ein Wohnhaus dem Bahnhof gegenüber, das aber später wieder abgebrochen wurde, um dem neuen Postgebäude den nötigen Raum zu verschaffen. Die Bahnhofswirtschaft ist später an den Sohn Oskar übergegangen.

Noch einmal das Lennep Schulleben im 19. Jahrhundert

Im Jahre 1930, als das Lennep Kreisblatt seinen einhundertsten Geburtstag feierte, gab dort auch der Lennep Heinrich Neuhaus (geb. 1860) seine Erinnerungen an das alte Lennep zum besten und schrieb: Als ich mit fünf Jahren zur Schule kam, da waren an der katholischen Schule Herr Hauptlehrer Dübbers, Fräulein Elisabeth Kösters und Herr Lehrer Tacke tätig. Letzterer hatte den Beinamen „Knipp Tacke“, denn Schlagen war bei ihm weniger möglich, da manche Schulbank zehn bis zwölf Kinder hatte und etwa hundert Kinder in einer Klasse saßen. Also Haue gab es weniger, vielmehr aber Kniffe an allen Ecken und Kanten. Wir Jungen waren immer froh, wenn der 19. November herankam. An diesem Tage hatte Fräulein Kösters ihren Namenstag und dann wurde Visite in der Schule gehalten, es gab Kuchen und Kaffee, dabei gingen wir Jungen aber stets leer aus.

Während des Krieges 1870/71 mußte unser Hauptlehrer, Herr Akens, der anstelle des Herrn Dübbers nach hier gekommen war, zum Militär. Der damalige Pfarrer Scholl wie auch der Hilfslehrer Adolf Fürth und später auch ein Lehrer Hanneke erteilten Unterricht. Letzterer hatte als Erziehungsmittel einen Weinrebenstock; wenn der auf das Hinterquartier sauste, so vergaß man dies so bald nicht. Zu Neujahr bekam jeder Schüler ein schönes Neujahrsbüchlein, das den Kindern große Freude machte. Vor den Weihnachtsferien mussten die Kinder, soweit sie schon schreiben konnten, Neujahrsbriefe für die Eltern anfertigen, als Belohnung gab es vielleicht etwas für die Sparbüchse. Die Kleidung der Jungens waren damals meist langschäftige Stiefel, in die man die Hosenpfeifen hineinsteckte, um die Hose zu schonen. Bereits von ande-

ren getragene Kleidungsstücke wurden vom „Schnidder Halsöverkopp“ zurechtgeflickt. Dieser war ein Geisterbeschwörer und sein Hals ragte hinten zum Teil über seinen Hinterkopf. War die Hose einmal zu lang geraten, dann sagte er gleich: O, datt lött seck rasch ängern, vie schnien die Bochsnpippen ongen watt aff.

Die Drahtmühle und der Hepkesbosch

In der Nähe des Schulgebäudes war die sogenannte „Drohtmühl“, daneben und dahinter konnte man Moor und Schlammfelder unentgeltlich haben. Hinter dieser Drahtmühle floss der Unrat der Stadt auf die sog. „Erdkuhlen“. Diese wurden dann zugeschüttet, und es entstand der zwischenzeitlich so genannte „Kaiser-Friedrich-Platz“. Wo sich jetzt die Stosberg-Siedlung befindet, war früher der sog. „Hepkesbosch“. In der freien Zeit wurde im Stadtwald „Räuber und Schandarm“ gespielt.

Musterung

Eine große Freude war es immer, wenn im Frühjahr die Burschen von zwanzig Jahren und darüber zur Aushebung zum Militär nach Lennep mussten. Meist sammelten sich diese, angetan mit einem blauen Brabanter Kittel und einem besonderen Musterungsrock am Ausgang ihrer Stadt, um dann geschlossen in Reih und Glied zum Aushebungslokal in der Kreisstadt zu ziehen. Die Burschen kamen vielfach in die Stammregimenter der 16er, 39er, 53er und 57er, aber auch nach Ost- und Westpreußen, Elsaß-Lothringen, Berlin, Spandau und Potsdam. Die bunten Bänder, die im Verkaufsraume des Musterungslokals käuflich zu erwerben waren, gaben bekannt, zu welchem Regiment und Truppenteil der Rekrut gezogen worden war.

Vom Alkohol

In Lennep befanden sich im 19. Jahrhundert mehrere Bierbrauereien. Da noch keine Eismaschinen in Tätigkeit waren, so wurden Eiskeller eingerichtet, z. B. zwei an der Schwelmerstraße. Einer davon gehörte der Brauerei Dürholt, der andere der Brauerei Windgassen; auf der Karlshöhe waren die Keller der Brauerei Weskott und an der Raderstrasse die der Brauerei Nattermüller. Wenn die großen Fässer neu gepicht werden mussten und das glühende Pech in die Fässer kam, dann war es für die Jungens eine große Freude, diese großen Fässer auf und abrollen zu dürfen. Von Beyenburg kam die Schnapsversorgung durch die Brennerei Braselmann, und gar manchem Schnapstrinker konnte man es nicht klar machen, dass auch andere Schnäpse gut schmeckten. In Lennep waren zwei Schankstellen, Käpp Sackermann und Pe Zipp, in denen der sog. „Braselmanns“ am besten schmeckte.

Fussel-Freunde

In Lennep war man dem Fussel von Alters her sehr zusetan. Man kannte den „Fuhrmannskloren“, den nach seiner Beyenburger Brennerei benannten „Braselmanns“, den „Fengers“ von der Branntweimbrennerei Julius Finger an der Kölnerstasse 49, und fast in jeder Wirtschaft gab es einen speziellen Schnaps: bei Spiegel „en Strükelchen“, ein Wermutgesöff, und beim Linden am Markt „en Bittern“. Eines Tages überlegten sich zwei Freunde, wie man wohl an das geistige Getränk heran kommen könnte, ohne selbst „flüssig“ zu sein. Schlitzohrig wie er war sagte der eine zum andern: „Eck hann et, wa ne Stund, un dann han eck ne Fläsche Fengers“. Kurzentschlossen eilte er nach Hause, nahm eine leere Schnapsflasche und füllte sie mit klarem Leitungswasser, steckte sie sich dann in die rechte Hosentasche und beeilte sich, in die Wirtschaft zu kom-

men. Dort ließ er sich eine Flasche „Fengers“ bringen und steckte sie in die andere Tasche. Sodann fragte er den Wirt: „un wat kost dat?“ Nachdem er den Preis gehört hatte, tat er entsetzt und sprach: „Nee, dat is meck äwer völl to völl!“, setzte die Flasche aus der rechten Hosentasche auf den Tresen und zog „geknickt“ davon.

Gesellschaftliches Leben

Das gesellschaftliche Leben spielte sich in Lennep in den 70er und 80er Jahren des 19. Jahrhunderts u. a. in der Gesellschaft „Union“ mit ihren schönen Konzerten und sonstigen Veranstaltungen ab, weiterhin im Hotel „Berliner Hof“ bei den Abonnementskonzerten. Sonstige



lustige Unterhaltungen bot die Gesellschaft „Namenlos“, die bei Geschwister Frielinghaus in der Pastoratstrasse tagte. In der Aufführung von Theaterstücken leistete die Gesellschaft viel Gutes. Ein besonderes Zugstück war „Monsieur Herkules“. Die Gesellschaft „Gemütlich“ tagte im Lokal von Hermann Windgassen, dort gab es außer dem hiesigen „Hellen“ auch Bier aus der Münchner Kindl-Brauerei. Dieses Bier führte einmal zu einer lustigen Szene. In einem früheren Fabrikkontor war es verboten, während der Dienststunden geistige Getränke zu sich zu nehmen. Doch eines Tages brannte die Sonne so heiß, dass einige jüngere Herren einen Riesendurst bekamen und das damalige Laufmädchen Auguste zum Restaurant Windgassen schickten, um drei Krüge von dem Münchner Kindl-Bier zu holen. Gewöhnlich kam der gestrenge Prinzipal zwischen vier und fünf Uhr von der Wupper her zum Hauptkontor gelaufen. An diesem Tage aber war er etwas früher als sonst auf dem Wege zum Kontor. Er stieß an Vollmers Ecke auf Auguste, die die drei Krüge Bier unter ihrer Schürze verborgen hielt. Der Schrecken war nicht klein, als sie den Prinzipal sah, und dieser meinte sogleich: „No, Auguste, wat heste dann onger diennem Schotteltauk?“ Treuherzig antwortete Auguste: „Drei Münchener Kindl“ – „Na, dann hal se ock dronger“, war die Antwort des gestrengen Herrn.

Die Sommerbadeanstalt

Ende 1871 gründeten Lennepener Bürger eine Aktiengesellschaft zum Betrieb einer Schwimm- und Badeanstalt an der Udelschen Beek. Dieses Freibad hatte auch den Namen Kakaoteich. Die Udelsche Beek heißt das Bächlein, das in Lennep den Talsperrenweg kreuzt und den immer noch vorhandenen Neunteich speist. Durch die Errichtung einer geschlossenen Badeanstalt

an der Wallstraße im Jahre 1886 wurde der Kakaoteich nicht mehr so oft besucht, aber noch 1910 beschloss die Stadtverordnetenversammlung eine gründliche Reinigung des Badeteiches und der dazugehörigen Halle, finanziert aus Sparkassenüberschüssen. Im Laufe der Jahre wurde die Anlage unmodern und immer unsauberer, und es war schöner, an heißen Tagen am Wupperwehr in Krebsöge zu schwimmen.



Der gestrenge Bademeister

Auch der Hauptschriftleiter des Lennepers Kreisblatts, der unter dem Pseudonym „Fritz aus dem Wieschen“ so manche besinnliche und erbauliche Geschichte über Lennep schrieb, suchte früher in seiner Freizeit gerne das Freibad auf. Seine Leidenschaft war das Schwimmen. So ging er oft zum Talsperrenweg, wie auch an einem kühlen Sonntagmorgen im Mai. Der Weg führte ihn durch die Rospattstrasse vorbei an der „dicken Eiche“, die um 1900 dort an der Ecke Ringstraße stand, herunter ins Tal zur Badeanstalt. Kaum war er im Wasser, als der Bademeister Otto Hasselkus herbeikam und wütend rief: „Du bös woll nich gescheit, dat Water hätt hüt nur negen (neun) Grad. Raus! On ab no Hus!“

Eine Badeanstalt am Mollplatz?

Am 15. Juni 1843 inserierte Martin Käsmacher im „Lennepers Kreisblatt“ folgende Anzeige: „Mit dem heutigen Tage eröffne ich meine Bade-Anstalt; wie in den früheren Jahren empfehle ich mich mit kalten, warmen Tusch-, Staub-, Stahl-, Salz- und anderen Bädern und bitte um geneigten Zuspruch“. Dieses reinliche Institut stand am heutigen Mollplatz, der damals aber weder Moll- noch Kaiserplatz hieß, dort, wo später das Krieger- und Kaiserdenkmal erbaut wurde, „vor dem Lüttringhauser Tor“, und wo in noch früheren Zeiten auch das sog. „Drieselhäuschen“ gelegen war. Man kann aus dem allen ersehen, dass die Lennepers auch schon vor der Erbauung der berühmten Wasserleitung ein sauberes Völkchen waren.



Zunft und Gesellenfeste

Die Handwerksmeister waren vereinigt in einer „Meisterlade“, auch „Sterbelade“ genannt, und es war satzungsgemäß festgelegt, beim Begräbnis eines verstorbenen Kollegen an der Beerdigung teilzunehmen. Um nicht erst einen Kleiderwechsel vornehmen zu müssen, waren große Leichenmäntel angeschafft worden, die man nur überzuwerfen brauchte, an der linken Seite des Zylinders hing ein bis auf die Erde hängender schwarzer Flor. Man ging geschlossen bis zum Kirchhof und zurück.

Die Zunftordnung bekam eine Lockerung, als die Gewerbefreiheit eingeführt wurde. Die Gesellen sammelten sich meistens im Gasthaus „Herberge zur Heimat“. Im Herbst feierte man das Stiftungsfest der Handwerker mit einem großen Festzug, in dem Wagen aller Handwerksberufe mitgeführt wurden. Eine Kunst war es, wenn Schreiner besonders lange Späne hobeln konnten, diese wurden als Symbol vorangetragen. Die Arbeiter und Fabrikherren standen besonders in den Tuchfabriken in gutem Einvernehmen. Wenn ein Fabrikant von einer Amerika-reise heimkehrte und für mehrere Monate lohnende Beschäftigung mitbrachte, dann gab es bei der Ankunft in Lennep einen großartigen Fackelzug der gesamten Arbeiterschaft.

Die Mode

In den 50er und 60er Jahren des 19. Jahrhunderts trugen die Herren viel sog. Vatermörderkragen und die Damen recht lange Kleider. Die lustigste Mode bei den Damen war der sog. Reifrock, die Krinoline, später wurden Faltenkleider aller Art mit Bleibomben modern. Auch die Hutmoden haben sehr gewechselt, die Sommerhüte, vielfach von außerordentlicher Größe, mit Federn und Blu-

men aller Art geschmückt, wurden meist bis Allerheiligen getragen. Dann setzte die Wintermode mit Samthüten ein. In jenen Jahren sah man fast alle Mädchen mit Schürzen einhergehen, mit nur mit wenigen Ausnahmen fanden die Lenneper Mädchen ihren Stolz darin, überall einfach und doch sehr „proper“ zu erscheinen. Diese Sauberkeit hat sich vielfach bis in die jetzige Zeit erhalten (1930), doch findet man nunmehr nur wenige Frauen, die sich mit einer blauleinenen Schürze, in viele Falten gebügelt, sehen lassen.



Das Vogelschießen

Das Schützenfest war in den früheren Jahren, wo es noch keine Eisenbahnen und kein Kino gab, wohl das schönste Fest, da sich daran alle Stände in recht großem Maße beteiligten. Vor allem gab das Vogelschießen Veranlassung, jung und alt heran zu holen, ganz besonders beim Königsschießen. Eine eiserne Platte war unter dem Vogel angebracht, und wer diese Platte herunter



schoss, wurde König des Lüneburger Schützenvereins. Die schönsten Morgenkonzerte im „Berliner Hof“ und bei Vollmer sind vielen noch in lieber Erinnerung, die große Königspolonäse über das ganze Schützenfeld brachte eine großartige Feststimmung, wie auch die feierliche Krönung des neuen Schützenkönigs. So manches schöne Fest ist in dieser Zeit gefeiert worden, verklungen sind die frohen Tage, aber die Erinnerungen leben weiter.



Lenneper Originale

Im 100. Jubiläumsjahr des „Lenneper Kreisblatts“ im Jahre 1930 erinnert sich Otto Seufzer sen. an eine Zusammenkunft ehemaliger Konfirmanden nach fünfzig Jahren zur Goldenen Konfirmation. Man schlenderte durch die Straßen und Gassen in Lennep und oft kam die Frage auf: „Weißt Du noch?“ Längst verblasste Bilder erschienen vor dem geistigen Auge. Man hielt in der Mühlenstrasse zwischen dem Café Kürten und dem Sieperschen Hause: „Hie stong dä Seipenkoaten on dat Café National“. Am Jahnplatz ging das Fragen an: „Wo es de Drohtmüehl?“ „Do ongen op däm Jahnplatz stong se“. „Weste noch de ale Apelapo met sin Frau, et „Hosianna“ met dem Son, de „Kutz-Jakob“? Auch an den „Ratten-Daniel“ und den „Schnidder Halsöverkopp“ konnte man sich noch entsinnen. Und an den „Mehl-Johann“, ein Greis mit wallendem weißen Bart. Und im Geiste sah man den „Bennad“ (Bernhard) Funnemann, der so hübsch Arabesken in den Sand malen konnte.

„Bennad“ Funnemann



Bennad Funnemann

Er war zu seiner Zeit das wohl markanteste Lenneper Original, ein stiller Insasse des Altersheims, der ständig sein Gesicht in Falten zog. Mit einem Sack auf dem Rücken zog er durch die Strassen und begrüßte jedes junge Mädchen mit dem Zuruf: „Tag Anna, lang nich seien!“ Im Betrieb der Ortszeitung drehte er einst die Druckmaschine. Dabei bestimmte er selbst die Länge und Häufigkeit seiner Pausen. Jeden Sonntag saß er in der Kirche auf dem gleichen Platz auf der Empore, in nächster Nähe der Kanzel. Ein paar Minuten vor Schluss der Predigt stand er auf und blieb stehen. Dann wussten alle Kirchenbesucher, dass das „Amen“ bald folgen würde.

Der ausgefallene General-Anzeiger

Bennad Funnemann war zwar etwas schwachsinnig, doch wusste er meist ganz genau, wenn man ihn aufzog oder ihm einen Streich spielen wollte. Einmal hatte man angefangen, in der Druckerei die kleine Auflage des General-Anzeigers zu drucken. Der Lehrling, ein Lausbub ersten Ranges, gedachte nun den Bennad beim Einlegen der Bogen in die Maschine während des Druckes in Aufregung zu bringen. An seinem Stand befand sich eine Fußbremse, die das Schwungrad, an dem gedreht wurde, schnell zum Stillstand bringen konnte. Der Lehrling trat nun plötzlich auf die Bremse, Bennad erhielt einen Stoß des Schwengels und der Lausbub forderte ihn auf, weiter zu drehen, obwohl er seinen Fuß auf der Bremse stehen hatte. Bennad aber verließ das Schwungrad, kam langsam um die Maschine herum und stellte sich vor den Lehrling, wobei er mit dem Zeigefinger auf seine Schläfe tippte: „Hihihi, du meinst, eck hätt se nich all, hihihi“, nahm seine Mütze und zog ab. Der General-Anzeiger konnte

an diesem Tage nicht erscheinen. Als der Verleger später von diesem Vorgang erfuhr, gab es für den Stift ein paar gesalzene Ohrfeigen.

Das Schlüffchen

In der Jänergasse wohnte „datt Schlüffken“. Ehemals war sie wohl eine saubere und hübsche Putzmacherin, die vielleicht durch eine unglückliche Liebe vom Pfad der Ordnung und der Sauberkeit abgekommen war und in ihrem gänzlich verkommenen Äußeren zum Gespött der Jugend wurde. Warfen die Jungens ihr einen Stein durch das offene Fenster, dann stürzte sie, mit ollen Schluffen angetan, in einem unmöglichen Aufzug heraus und begann ihren von Kraftausdrücken strotzenden Wutausbruch mit der Anrede: „Et Säue!“

Die Mattkadetten

Dann waren da einige Männer, die sog. „Mattkadetten“ (Marktkadetten), das „Bübchen“ mit seiner Garde. Für diese war jeder Mittwoch ein Festtag, wenn der alte Schnapsbrenner Braselmann mit seinem Gefährt am Berliner Hof hielt. Sie rissen dann den Wagenschlag auf und grüßten militärisch. Dafür bekamen die Kadetten einen Taler, der selbstverständlich sogleich in „Braselmanns“ umgesetzt wurde.

Der „Bubi“ oder das „Bübchen“

Ihm hätte man es in seiner Jugend sicherlich nicht zgetraut, dass er sich in seinen reiferen Jahren zu einem stadtbekanntem Unikum entwickeln würde. Er verpflichtete sich während seiner Rekrutenzeit, zwölf Jahre „bei den Preußen“ zu bleiben. Als „Zwölfender“ kam er nach Lennep stramm, kerzengerade und mit einem langen

Schnurrbart versehen zurück. Weit hatte er es bei den Soldaten in den zwölf Jahren jedoch nicht gebracht, und so trat er nicht –wie damals üblich- eine kleine Beamtenstelle an, sondern er begann in Lennep mit der ihm zustehenden Abfindung ein Leben im Müßiggang. Bald hielt es das Geld in seiner Tasche nicht lange aus. Durch den Durst des „Bübchens“ wurde es meist schnell in hochprozentige Flüssigkeiten umgesetzt, und die Polizei befasste sich oft mit ihm. Immerhin wurden „ihm zu Ehren“ später zwei Ansichtskarten produziert, auf denen er abgebildet ist.



**„Der Bubi“
oder
„Das Bübchen“**

Der Apen-Matthei

In der Splittergasse wohnte auch der „Apen-Matthei“, seines Zeichens Kunstgärtner, Kellner, Negerimitator und sonst noch was. Kam ein Fest in Sicht, so empfahl er im „Kreisblatt“ seine „größte Guirlandenbinderei im Kreise Lennep“. Hatte er einen Kranz verkauft und an dem betreffenden Haus befestigt, so nahm er ihn in der kommenden Nacht wieder ab und verkaufte ihn anderweitig.

Der Mehl-Johann

An der kleinen Mauer am Klosterberg stand der „Mehl-Johann“, das Gesicht umrahmt von langen weißen Haaren, dazu eine schwarze Mütze schräg auf dem Kopfe. Er wartete dort auf den Mühlenwagen, um den Bäckern der Stadt das Mehl ins Haus zu tragen. Von dem „Mehl-Johann“ ist uns Heutigen sogar eine Photographie überliefert.



Der „Mehl-Johann“

Schnidder Halsöverkopp

Eine gruselige Gestalt für die Lenneper war der verwachsene „Schnidder Halsöverkopp“. Dieser blieb häufig vor einem Hause stehen, beguckte es, und ging hierauf, das Kinn in die Hand gestützt, langsam davor hin und her. Die Leute sagten dann, in dem betreffenden Hause würde bald einer sterben. „Hei mett enem dän Sarg an“, hieß es. Manche hielten ihn auch für einen Geisterbeschwörer, aber in Wirklichkeit war der Mann ein harmloser und friedlicher Mensch, „dä sie nich all op der Latte hatte“.

Oma Rös

Die alte Frau Röschen H., von ihren Bekannten nur die „Oma Rös“ genannt, hatte einen Spiegel an der Seite ihres Fensters, einen „Spion“, worin man die ganze Strasse übersehen konnte. Dort saß sie zumeist und stickte. Sie bekam viel Besuch von Kusinen und Freundinnen, die immer Neuigkeiten mitbrachten. Enes Tages kam ihre beste Freundin und sagte: „Röschen, ek muss dik jet vertellen, äwer du darfs et kenem sagen, et is en Jeheimnis!“ Oma Rös erwiderte darauf barsch: „Behalt du dein Geheimnis, wat dau ick mit nem Jeheimnis, wenn ick et nich vertellen kann!“

Adolf Hasselkus

Mit in dieser Zeit war Adolf Hasselkus (auch ein lieber und guter Mensch), der sich aber leicht aufregte und dann auch schlagfertig antworten konnte. Kinder hatte er nicht, seine Frau jedoch einen Bernhardinerhund und er einen jungen Rattenfänger, und so kam es einmal im Gasthof „König von Preußen“ zu einer kleineren Attacke. Einige Herren von der Post saßen dort und übten Kritik an der Schönheit des jungen Rattenfängers, schließlich sagte einer der Herren: „Nun Herr Hasselkus, was soll denn

eigentlich aus Ihrem Hund wohl werden?“ Hasselkus antwortete schnell: „Wat? Schleht hei en de Art, dann gött en Rattenfänger, und schleht hei ut de Art – dann wird hei Postsekretär!“

Das „Kreisblatt“ bekommt Konkurrenz

In der 80er und 90er Jahren des 19. Jahrhunderts entstand dem „Lenneper Kreisblatt“ ein Konkurrent durch die Herausgabe der „Lenneper Volkszeitung“, die zuletzt von Peter Hackenberg geleitet wurde. Der „dicke Peter“, ein lieber und netter Mensch, konnte wohl einen großen Stiefel vertragen, doch soll die Zahl der Gläser Bier oder Wein hier nicht genannt werden, es möchte sonst manch einem zu denken geben. Aber dieser Herr würde ganz sicher bei der Belagerung von Rotenburg ob der Tauber den Meistertrunk von etwa 3-4 Litern ohne Abzusetzen auch geleistet haben. Als Vorsitzender der Lenneper Turngemeinde konnte er wohl keinen Riesenschwung oder Klimmzug machen, doch war der „dicke Peter“ ein sachlicher und tüchtiger Volksredner, dem man gerne zuhören mochte.

Peter Hackenberg

Vorgenannter Peter Hackenberg war im Lenneper des 19. Jahrhunderts eine markante und „gewichtige“ Persönlichkeit. Er war Zeitungsverleger und gab lange Zeit die „Freisinnige Zeitung“ heraus. Die Druckerei befand sich in der Pilgergasse, er selbst wohnte mit seiner alten Mutter auf dem Gänsemarkt. Man schätzte das Gewicht von Peter Hackenberg auf ungefähr dreieinhalb Zentner, und man kann sich vorstellen, dass sein „starker“ Leib ihn daran hinderte, nahe am Tisch zu sitzen. Weil aber Essen seine liebste Beschäftigung war, so ließ er sich kurzerhand einen Halbkreis aus dem Tisch heraussägen, worin nun sein

Bauch ruhen konnte. Jetzt machte ihm das Essen wieder Spaß. Oft, wenn seine Mutter sonntags morgens in der Kirche weilte, aß er den ganzen großen Sonntagsbraten auf. Hatte seine Mutter einen Schinken zuhause, wie dies in der guten alten Zeit bei den bürgerlichen Familien üblich war, so räumte er schnell damit auf. „Lang mich ens dat Knöksken“ (Knöchlein) sagte er dann und verzehrte den ganzen Schinken hintereinander weg, so wie ein anderer ein kaltes Kotelett.

Kreiswundarzt Dr. Himmelreich

Der seinerzeitige Vorsteher der Kreischirurgenstelle in Lennep genoss Mitte des 19. Jahrhunderts im Städtchen großes Ansehen, und er war beliebt durch sein leutseliges Wesen. Er war etwas derb, aber echt bergisch. Dr. Himmelreich duzte alle Patienten, egal welchen Standes, ob arm oder reich. Mit allen unterhielt er sich nur „auf Platt“. Zu seiner Zeit war in Lennep der „Bürgerverein“ gegründet worden, der es sich zur Aufgabe machte, etwas für die Bildung zu tun. U. a. wollte man hier auch das Thema Gesundheit mit einbeziehen. Was lag nun näher, als den Doktor mit der Bitte anzusprechen, einen Vortrag über den hohen Wert des Gemüses zu halten. Dieser sträubte sich zwar nicht, „verschwitzte“ aber den Termin. So stand er unerwartet eines abends am Rednerpult und die Zuhörer sahen ihn erwartungsvoll an. Der Redner schwieg zunächst. Aber dann brach es aus ihm heraus: „Jemös, Jemös, wer et freten will, der sall et freten, ick do et nich!“ Ob dann, wie öfters in solchen Situationen, der Vereinsmitgründer Albert Schmidt wieder einmal mit einem seiner „vorrätigen Vorträge“ ausgeholfen hat, um die Zuhörer nicht wieder nach Hause schicken zu müssen, ist nicht überliefert.

Der Lackfabrikant Grüderich

Diesen nannte man das „Röschen“, weil er immer eine so rosige Gesichtsfarbe hatte. Er war auch ein eigenartiger und genauer Mensch, bei dem alles, was er tat, nach dem Glockenschlag ging. Zweimal im Jahr bereiste er seine Lackkundschaft, die über das ganze Land verstreut war. Seltsamerweise kam er nie mit neuen Kunden zurück, wohl aber stets am vorausgeplanten Tag und zur gleichen Stunde, was dem Pedanten manchen Spott eintrug. Man wettete sogar darauf, dass Engelbert Grüderich auch „dieses Mal“ hier keine Ausnahme machen würde.

Vatter Busatis

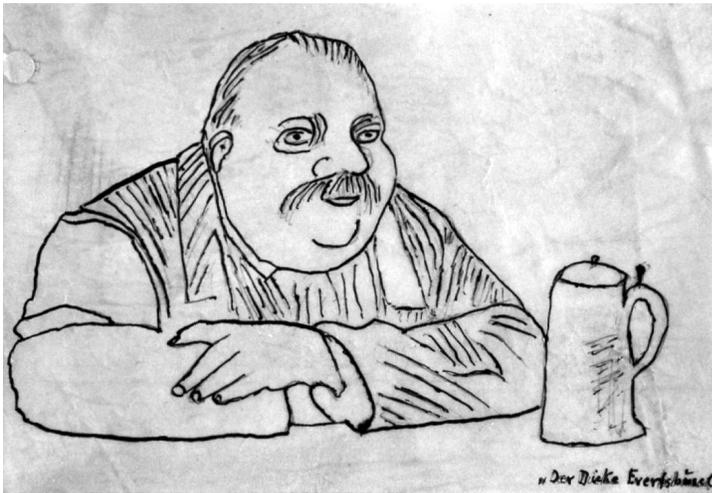
Ein Original im besten Sinne war auch „Vatter Busatis“, um 1849 die einzige obrigkeitliche Persönlichkeit in Lennep. Außer ihm gab es noch zwei Nachtwächter. Er überwachte die öffentliche Ordnung und wohnte mit seiner Frau im alten Gefangenenhaus an der Poststraße 10, das damals noch für den ganzen Kreis bestimmt war und augenscheinlich ausreichte. Vatter Busatis übte sein Amt mit nicht geringer Würde und Körperfülle aus. Wenn ein Diebstahl angezeigt wurde, so kam er am Tatort mit großem Eifer an, maß mit einem Zollstock die Fußspuren aus, sofern es solche gab, und sagte dann: „Die wollen wir schon kriegen!“ Waren die Übeltäter einmal „eingesponnen“, so erging es ihnen nach der damaligen Überlieferung nicht schlecht, und die Gefangenen profitierten von den prachtvollen Reibekuchen der Frau des Hauses. Der Name „Vatter“ war dem Herrn Herr Busatis, dessen Nachkommen später eine gutgehende Kleineisenfabrik an der oberen Kölner Straße gründeten, wohl wegen seiner Behändigkeit und Gutmütigkeit zugelegt worden. Insbesondere die Jugend erlebte in ihm aber auch die

Respektsperson. Im Winter durfte auf der Knusthöhe eigentlich nur auf der hinteren Seite Schlitten gefahren werden, aber nach der Stadtseite ging es flotter hinunter, und mit drei Schlitten hintereinander und einem darauf aufgelegten Brett konnte man bis zur Mühlenstraße sausen. Dann bestand allerdings die Möglichkeit, von der hohen Obrigkeit unten aufgefangen zu werden.

Hermann Evertsbusch

Der älteste Sohn des Lenneper Pfarrers Dr. Stephan Friedrich Evertsbusch betrieb im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts nach seiner kaufmännischen Lehre in Lennepe ein Geschäft mit Solinger Artikeln und kaufte sich in der Elberfelder Straße 12 ein kleines „Häusgen“. Anders als sein Vater und auch sein Bruder, der ebenfalls Pfarrer wurde, war er mehr den weltlichen Dingen zugetan, galt als „Glanznummer“ und „gemütliches Haus“ und belästigte seine Familie nicht gar zu häufig mit seinem Besuch. Mittags und abends speiste er im „Berliner Hof“. Beim Frühschoppen bei Krautmanns fehlte er nie. Evertsbusch war ein Feinschmecker oder wollte wenigstens dafür gelten. Solange es Kaviar gab, musste ihm Krautmann jeden Morgen ein geröstetes Schnittchen davon bringen. Man kam nicht so recht dahinter, wann er eigentlich seine geschäftlichen Verpflichtungen erfüllte, denn man traf ihn überwiegend beim Trinken und Essen an. So kann es auch nicht verwundern, dass er, als im Jahre 1886 starb, erst 45 Jahre alt war. Eines Tages wurde der „Feinschmecker“ von seinen Kumpanen hinters Licht geführt. Man wusste ja, dass Evertsbusch die ganz frischen Heringe besonders liebte. Nun hatten Krautmann und Genossen sich verabredet, einen marinierten Hering einige Tage ins Wasser zu legen und diesen dem nichts ahnenden „Dicken“ als

einen Hering „aus dem ersten Schiff“ vorzusetzen. Dazu wurde Bier gebracht und der Dicke setzte sich in Positur. Mit Andacht und Hochgenuss war er nun bei der Sache und lobte hernach die von ihm verspeiste Köstlichkeit. Als ihm nach einiger Zeit Aufklärung gegeben wurde, da fand er keine Worte über den Scherz, so dass er einem doch leid tun konnte.



„Der dicke Evertsbusch“

Das Meetensingen

Der 10. und der 11. November sind von jeher die Tage gewesen, in denen die Kinder ihr Volksfest feiern. Der eigentliche Martinstag ist zwar der 11., aber in den mehr protestantischen Gegenden feiert man den 10. als Luthers Geburtstag. Den Kindern war dies zumeist bewusst, aber egal. Wichtiger war es, die dicksten Runkelrüben hervorzuholen und gruselig schöne Fratzen hineinzuschneiden. In der Stadt fertigten die Kinder aus Papier ihre bunten Lampions. Im „Kreisblatt“ erinnerte sich ein „alter“ Lenneper an das „Meetensingen en freuheren Johren“:

„Ja, das war was für uns Blagen. Tagelang vorher freuten wir uns schon darauf. Lennep war damals auch bei den Kindern in verschiedene Stadtviertel eingeteilt. Da war der Hippenberg, der Klosterberg, die Klostersgahte mit Kappengahte und Blautgahte, dann der Goosmatt und die Umgegend, und der Mönsterplatz, Kautrappe bis Schmeerige Pann.“ Von hieraus zogen die Jungens mit ihren Pickheuerbeuteln und die Mädchen mit ihren Knopfsäckchen von Haus zu Haus und sangen die uralten Meetenlieder, die meisten auf Platt, aber mit hochdeutschen Einlagen. Vor einem evangelischen Haus wurde zusätzlich noch gesungen: „Ein feste Burg ist unser Gott“ und bei den ganz Vornehmen „Vom jungen Offizier von 22 Jahren“. Wer nach längerem Gesang der Kinder gar nichts gab, der wurde mit dem Titel „Gizhals“ bedacht. Auch die Mauer- und Zimmerleute sollen im alten Lennep an Meeten gesungen haben, vermutlich allerdings an anderen Orten und aus anderem Interesse.

Die dicke Trommel

Das siebzigjährige Bestehen der Lenneper Feuerwehrcapelle weckte eine lustige Erinnerung an längst vergangene Zeiten. Das alte Haus an der Kölner Strasse, an dem noch die Jahreszahl der Erbauung „Anno 1748“, also zwei Jahre nach dem großen Stadtbrand, zu lesen ist, war das „Deutsche Haus“. Darin befand sich die Wirtschaft und die Metzgerei von Franz Hasselkus. Auf dem Speicher dieses Hauses lag die Rauchkammer, in der in einer Ecke sich eine sog. „dicke Trommel“ befand, auf der mit schwarzer Farbe, umrahmt von einem grünen Kranz, zu lesen war: „Lenneper Schützenverein 1823“. Die Rauchkammer wurde nun als Schlafzimmer ausgebaut, und wie dieses fertig war, wollte man die „dicke Trommel“ herausholen, aber

ach, sie ging nicht durch die Türe und auch nicht durch das Fenster. Da war guter Rat teuer. Schließlich kam einer auf die Idee, bei der Trommel den hölzernen Klangkörper per Säge zu verkürzen, wodurch das Instrument auch in einen moderneren Zustand versetzt wurde. Diese Trommel erhielt die Feuerwehrkapelle bei ihrer Gründung, und sie ist noch viele Jahre in Gebrauch gewesen.

Arthur Schmidt

Der männliche Nachkomme des Lennepers Baurats Albert Schmidt (er hatte noch drei Schwestern) wurde 1867 geboren. Seine Mutter hatte mit den Kindern nicht viel im Sinn, da sie ihrem Tätigkeitsdrang hinderlich waren. Die Mutter wollte lieber ihren großen Gemüsegarten an der Knusthöhe in Ordnung halten und vor allen Dingen Rosen züchten, wobei sie sich nicht scheute, mit Handfeger und Schaufel bewaffnet die Pferdeäpfel von der Strasse zu holen. Sohn Arthur, der spätere Bauunternehmer und Stadtrat in Lennep, erinnerte sich deutlich, dass seine Mutter ihn noch mit einem Wickelband vom Hals bis zu den Zehen eingewickelt hat, sogar, als er schon sprechen konnte. Er rollte in seinem Bettchen so lange hin und her, bis er beinahe hinausgestürzt wäre. Dabei hat er gerufen: Huch, da wär ich bald zum Bette rausgefallen.

Rathausbau Lüttringhausen 1908

Der erste selbstentworfene Bau des späteren Regierungsbaumeisters Arthur Schmidt war der Bau des neuen Rathauses in Lüttringhausen. Man rechnete es damals dem Baumeister hoch an, dass er dabei auf ein persönliches Honorar verzichtet hatte. Als nun bei der Einweihung die vielen geladenen Gäste die Räume des Rathauses bevölkerten, raunte er seiner Frau ängstlich zu: Trude,

jetzt bricht alles zusammen. Aber die Sorge war unnötig, er hatte doch wie seine Vorfahren solide gebaut. Als es an die Honorierung ging, da wurde der Baumeister gefragt: Wollen Sie die Bezahlung in Papiergeld oder in Gold? Er entschied sich für Gold. Einmal im Leben wollte er so viel Gold in den Händen halten. Er steckte die Goldrollen in seine Überziehertasche und machte sich zu Fuss auf den Weg nach Lennep. Auf halber Strecke wäre er aber beinahe zusammengebrochen. Zwischen Neuenhof und Blume musste er sich an den Strassengraben setzen, um sich auszuruhen, bevor er seinen Weg bis zur Knusthöhe fortsetzen konnte.

Soziales Engagement

Der Baumeister Arthur Schmidt war, wie seinerzeit schon sein Vater Albert, als zeitweiliges Mitglied der Lenneper Stadtregierung oftmals gehalten, Pläne und Bauten ohne jeden Gewinn auszuführen. Aber auch privat lag ihm das Engagement für die Armen und Kranken am Herzen. Auf Anregung des Bürgermeisters Stosberg entstand an dem Hasenbergerweg eine Arbeitersiedlung für besonders kinderreiche Familien. Da sah man den Baumeister auch in seiner Freizeit noch mit großer Liebe, auch im Detail, die Häuschen entwerfen, wo die Menschen nun im Grünen wohnen sollten, von einem kleinen Gärtchen umgeben und mit einem Stall für die Ziege. Dann wären die Lehm-bauten des Pfarrers von Bodelschwingh, des Leiters der Anstalt in Bethel, zu erwähnen, die an der Remscheider Straße entstanden. Der Baumeister hatte den Auftrag, die Grundmauern in Ziegel zu erstellen. Aber er übernahm kostenlos die Aufsicht über das gesamte Baugeschehen. Es fanden im Hause des Baumeisters dann mehrere Besprechungen mit Pfarrer Bodelschwingh statt, an denen

auch dessen Tochter Adelheid teilnahm. Die Idee war, die Lehmwände in Gemeinschaftsarbeit der beteiligten Familien, vom Kinde angefangen, entstehen zu lassen. Die Siedler standen dann an langen Holztischen und formten längliche Brote aus Ginsterreisig und Lehm. Auf diese Weise entstand das Baumaterial auf äußerst preisgünstige Weise.



Es tropft ein wenig

Der Baumeister Arthur Schmidt hatte sich im Jahre 1910 ein Haus am Mollplatz gekauft, der damals Kaiserplatz hieß. Das im Parterre gelegene Geschäft für Herde und Öfen der Gebrüder Bauerband hatte ein neuer Besitzer

übernommen. Es war Adolf Liesenthal. Mit seiner tüchtigen Frau entwickelte sich das Geschäft immer mehr. Als die Familie des Baumeisters eines Tages im oberen Stockwerk beim Abendessen sass, klopfte Frau Liesenthal ganz schüchtern an die Esszimmertür und sagte: Entschuldigen Sie bitte, es tropft bei uns ein wenig von der Decke. Oh Gott, rief die Frau des Baumeisters, das Badewasser! Es schwamm nicht nur das Badezimmer, sondern auch das Kinderzimmer, das Mittelzimmer und der Flur waren von einer einzigen Wasserschicht bedeckt. Nun schnell hinunter zu Liesenthal! Vom Treppenhausabsatz sah man gerade noch ein großes Lehmdeckenstück an einem Tapetenrest baumeln. Alles war nass. Das Schlimmste spielte sich in Frau Liesenthals Schlafzimmer ab. Alles war dort verdorben, der Deckenlehm war auf die Ehebetten gefallen. Die Matratzen wurden dann in die Reinigung gebracht, und die Maurer der Baufirma Schmidt klopfen den Rest an Deckenlehm herunter. Und Frau Liesenthal legte auch dabei eine Engelsgeduld an den Tag.

Vornehm auch in schlechten Tagen

Im Jahre 1923 waren die Zeiten schlecht, und es wurden in der Bauwirtschaft wenig Geschäfte gemacht. Trotzdem hielt man auch in Lennep an alten Traditionen fest. Zum Baumeister Schmidt kam jeden morgen der Barbier Bisterfeld von der Kölnerstrasse, um ihn zu rasieren. Dick eingeseift war der Baumeister ihm ausgeliefert und musste sich wohl oder übel die Klatschgeschichten von Lennep anhören, während das scharfe Messer über seine Wange strich. Er war immer wie erlöst, wenn die Prozedur zuende war. Einmal in der Woche, jedes Mal am Montag, kam auch der Uhrmachermeister Koll in das Haus am Mollplatz, um die dortige Standuhr aufzuziehen und zu stellen.

Die Uhr war schon damals alt und mehrfach repariert und verändert worden. Auf der Rückseite des Uhrenkastens finden sich noch heute die Uhrmacherzeichen von drei früheren Generationen der Familie Rudolf Koll am Alten Markt in Lennep.



Französische Gäste

Beim Rückzug der deutschen Armee am Ende des Weltkrieges 1914-1918 wurden in Lennep Soldaten einquartiert. Auch im Hause von Baumeister Arthur Schmidt wurden das Parterre und das Kinderzimmer für die Mannschaften mit Heu ausgelegt, und in der oberen Etage des Hauses bezogen zwei Offiziere ihr Bett. Der Baumeister musizierte die halbe Nacht mit ihnen. Nach einigen Tagen



war das Haus wieder leer, und es begann die große Säuberungsaktion. Leider hatte die Einquartierung Läuse hinterlassen. Im Juni 1919 wurde dann der als schandbar empfundene Versailler Vertrag unterzeichnet. In Lennep entstand ein grosses Chaos, und es regierten die Roten. Als die Fahnen auf den Häusern von Lennep gehisst werden sollten, zog Baumeister Schmidt die schwarzweißrote Fahne aus dem Erker des Jungmädchenzimmers auf. Seine Bauarbeiter, damals alles Kommunisten, kamen, um sich zu beschweren: Bumeister, Bumeister! Du hast ja

die schwarzweißrote Fahne rausgehängt! Der Baumeister erwiderte: Ich habe keine andere. „Sie dürfen das“ war dann die Antwort. Die Arbeiter waren ihm gut gesinnt, denn er hatte sie immer gut behandelt.

Eine Pistole von Euler

Kurz darauf planten die Kommunisten einen Sturm auf Remscheid, da sich dort noch Offiziere verschanzt hätten. Einer der Männer schlug vor, die sieben Kinder des Baumeisters Schmidt als Kugelfang vor dem Zug der Kommunisten marschieren zu lassen. Der Baumeister entschloss sich jetzt, sich eine Pistole zuzulegen und begab sich in das Waffengeschäft Euler am Alten Markt. Herr Euler war hochofren. Er sagte: Hier habe ich etwas besonders Schönes für Sie, eine Browning. Sehen Sie, jetzt ist die Waffe gesichert. Herr Euler zielte auf die Türe und ein Schuss ging los. Im selben Augenblick öffnete seine Frau die Türe und fragte: Was geht hier denn vor? Herr Euler versuchte jetzt noch einmal sein Glück und sagte: Jetzt, Herr Baumeister, ist die Waffe aber wirklich gesichert! Aber erneut ging ein Schuss los, das Geschoss prallte gegen den eisernen Ofen und traf den Gesellen ins Bein. Der Baumeister hatte nun genug von dem angebotenen Wunderding und kaufte sich eine einfache Pistole. Gott sei Dank musste diese aber niemals angewandt werden.

Die täglichen Bedürfnisse

In der sog. „schlechten Zeit“ der zwanziger Jahre war auch im Hause des Baumeisters Schmidt Schmalhans Küchenmeister, und in den Geschäften wurden immer nur Abschläge bezahlt. Frau Baumeister Schmidt schickte ihre Tochter Lotti einmal im Monat zum Kolonialwarengeschäft Heyer an der unteren Lüttringhauser Strasse zu

Fräulein Halbach, wo anhand eines kleinen Kontobuchs abgebucht wurde. Fräulein Halbach schenkte der kleinen Lotti dann immer eine kleine Tafel Schokolade. Aber eines Tages fand sie, daß das Mädchen schon zu groß für ein Geschenk wäre. Fast unbeschränkten Kredit hatte der Baumeister beim jüdischen Schuhgeschäft Rosenbaum, welches auf dem Marktplatz in Lennep gelegen war. Diese Not immer mit den Schuhen für die sieben Kinder! Und Herr Rosenbaum mahnte das Geld dafür nicht an!



1933 in Lennep

Vor 1933 hatten nachts immer Schlägereien zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten stattgefunden. Sie hatten direkt die Konfrontation gesucht, es war sogar einmal ein Kommunist erschossen worden. Am Tage der sog. „Machtergreifung“ sah man vom Wohnzimmer im Hause des Baumeisters Schmidt am Mollplatz die Männer mit ihren Hakenkreuzfahnen auf der Strasse marschieren, darunter mehrfach verurteilte Gewalttäter. Der braune Mob hatte sich damals noch nicht einheitlich formiert. Noch sah man die preußische Fahne und die Fahnen der Scharnhorstjugend und des Stahlhelm, aber die allgewaltige Gleichschaltung kündete sich schon an. Des Baumeisters Sohn Albert rief immer wieder: Stahlhelmführer Seldte hat uns verraten! Manche seiner Stahlhelmfreunde aber schwenkten von diesem Tage an sofort in die neue Richtung ein und marschierten den ganzen Tag durch Lenneps Gassen, wenn auch noch in eigener Formation.





Aus dem alten Lennep

**Geschichtliche Mitteilungen
über die 700jährige
Stadtgeschichte.**

**Zusammengestellt und bearbeitet
von
Kapitän a. D. Paul Windgassen
aus Remscheid – Lennep.**

**Inhaltlich unveränderte Fassung
aus dem Jahre
1934**



Vorwort

Um das in jahrelanger Arbeit zusammengetragene geschichtliche Material über die siebenhundertjährige Geschichte meiner Vaterstadt der Nachwelt zu erhalten, habe ich mich entschlossen, diese Forschungen der Öffentlichkeit zu übergeben.

In dem hier vorliegenden ersten Heft sind nur kurze Ausführungen über die Stadtgeschichte, wie Erklärung des Namens Lennep – der Lennepebach – die geographische Entwicklung Lenneps – die Erhebung Lenneps zur Stadt – die alten Kirchenglocken vom Jahre 1564 – das Minoritenkloster – die evangelische Gemeinde – die drei Stadtbrände 1325, 1563, 1746 und der Magistrat aufgeführt. Da urkundliches Material aus der alten Zeit fast gar nicht vorhanden ist, so mußte der schwierige Weg über die Familiengeschichten der alten eingesessenen Familien gehen, der dann auch eine Fülle geschichtlichen Materials zutage förderte. In später erscheinenden Heften soll dann die ausführliche Geschichte Lenneps behandelt werden.

Zu besonderem Dank fühle ich mich dem Zeitungsverleger Herrn Hugo Isenburg in Chemnitz verpflichtet, der in treuer Anhänglichkeit an seine Vaterstadt die Drucklegung ermöglichte.

Mögen diese wenigen Zeilen dazu dienen, besonders in dem jungen Geschlechte das Interesse an der heimatlichen Geschichte zu wecken und zu fördern.

*Remscheid-Lennep, den 9. Februar 1934.
Der Verfasser.*

An dem uralten Wege, der vom Rhein ins Westfalenland führte, ungefähr in der Mitte zwischen Köln und Dortmund, lag an den Quellbächen des „Lennepebaches“ die ehemals *älteste Bergische Haupt- und Handelsstadt Lennep*. Berge kreisen die Stadt ringsum ein: Im Norden der Gartenberg, Bermesgasse aufwärts – im Nordwesten der Schellenberg, Barmer Straße, Sackgasse und Bergstrasse aufwärts – im Westen der Johannisberg, die alte düstere Gasse (Rathausstrasse) und Kölner Straße aufwärts – und im Süden der Lindenberg, Leverkusener Straße aufwärts – und zwischen dem Hasenberg und dem Hackenberg das fruchtbare Tal des „Lennepebaches“ mit seinen saftigen Wiesen, die schon in alten Zeiten vier- bis fünfmal geschnitten werden konnten.

Woher führt der Name Lennep seinen Ursprung?

Lassen wir zunächst einmal Daniel Christian Francke reden, der Rektor der alten Lennep Lateinschule (1720 bis 1749) war. Er sagt in seinem gedruckten Schulprogramm 1731, in dem er uns reichlich geschichtliches Material überliefert hat, u.a.: „Vor allem, woher führt der Name Lennep seinen Ursprung? So wird gefragt, und die Antwort lautet: Von einem Flößchen, das in der Stadt am sogenannten „Schellenberge“ entspringt. Dieses ist, solange es durch die Stadt fließt, klein, schlammig und namenlos und führt sein Wasser schleppend dahin, sobald es aber sich außerhalb des Weichbildes der Stadt zur Rechten des sogenannten Wassertores ergießt und die darunter gelegenen Wiesen bewässert, trägt es den Namen ‘Lennepe’. Zuerst teilt es sich in zwei Arme, deren rechter nach Süden, deren linker nach Osten strebt, bis es dann unter dem Berge zusammenfließt. Nachher, wenn es verschiedene Bäche aufgenommen, Udelsche Beek, Panzerbach, Kleebach, und verschiedene Mühlen

getrieben hat (Wassermühle, St. Jacobsmühle, Spaniermühle, Nagelsbergermühle und Wilhelmsmühle), fließt es in raschem Laufe in die Wipper oder Wipperfluß, mit diesem in den Rhein, und mit dem Rhein ergießt es sich in das deutsche Meer.“

Zur gründlichen *Erklärung eines Ortsnamens* sind die alten Formen vor dem Jahre 1100 besonders wertvoll. Leider besitzen wir solche von Lennep nicht. Die älteste brauchbare Form ist die aus dem Jahre 1239 stammende „Linnepe“. Das Wort Lennep besteht aus zwei Teilen, aus Lenn (oder Linn) und epe. Epe ist aus apa, einer althochdeutschen Bezeichnung für Wasser entstanden, verwandt mit dem lateinischen „aqua“. Die Silbe „Linn oder Lenn“ könnte auf das althochdeutsche hlinen (sich neigen, sich anlehnen) zurückgehen.

Wo lag nun das alte Lennep?

Zwischen den quellreichen Bächen des Lennepebaches ist unsere Vaterstadt aus Ackerhöfen entstanden. Unter ihnen soll sich auch ein Edelhof der Herren von Lennep oder Linnep befunden haben, die um 1100 genannt werden. Bevor wir auf die älteste Geschichte Lenneps näher eingehen, müssen erst genaue Nachforschungen angestellt werden, ob es sich hier um die Herren aus Lennep oder aus dem adeligen Hause Linnep bei Mintard handelt.

Der *westliche Quellbach* des Lennepebaches entspringt in den sogenannten Kütterwiesen unterhalb des heutigen Schlachthofes auf dem Kohlenplatz der Firma Kuhstoß. Die älteren Einwohner werden noch den „Kütter“ gekannt haben. Von hier aus lief der westliche Quellbach bis zum Jahre 1867 (Anlage der Gartenstraße) als offener Bachlauf quer über die heutige Gartenstraße in den Hardtschen Garten in einen Sammelteich und von hier aus quer über den Weg um die Stadt (Poststraße) in den Pörtzches-Teich,

der unter dem 1927 abgebrochenen alten Spritzenhaus lag und auch Brandteich vor dem evangelischen „Armen- und Waisenhaus“ genannt wurde. Letzteres ist das heutige Haus von Kamper (Wallstrasse 10), eines der Häuser, das im Stadtbrand von 1746 stehengeblieben ist und damals als „backsteinerne“ Scheune dem Peter Melchior Hardt gehörte. Von diesem Brandteiche aus lief ein Überlauf die „Stadtstraße“ hinunter (heute Sackgasse), quer über den Markt, an dem alten Wachthause (später Rosenbaum) vorbei bis auf den Hof des Lenneper Kreisblattes an der Kölner Straße, wo dieser offene Bachlauf mit dem östlichen Quellbach des Lennepebaches zusammenlief. Ein zweiter Überlauf des „Pörtzches“-Teiches lief längs der heutigen Poststraße bis zum Brandteiche am „Kölner Tor“, auch in späteren Jahren „Schürmannteich“ genannt, und von hier längs der sogenannten „Steinstraße“ (Wupperstraße) in die „Lennepe“.

Der *östliche Quellbach* des Lennepebaches beginnt im Keller des Eberhardischen Wohnhauses in der Schillerstraße und im Goldhornschen Hause in der Wiesenstraße. Diese beiden Quellbäche sammelten sich im sogenannten „Engelschen“ Teiche an der Wiesenstraße, der heute zugeschüttet ist. Die überlaufenden Wassermengen führten als offener Bachlauf das Wasser in den Brandteich auf dem Thüringsberg. Am Einlauf gegenüber lief der Überlauf dieses Teiches von hier in den „Pastoratsteich“ hinter dem Hause von Hagenkötter (altes Pastorat) in der Pastorsstraße, kreuzte die Berliner Straße und lief weiter durch die „Bachstraße“, Schwelmer Straße und Kölner Straße bis zum Hofe des Kreisblattes, wo er mit dem westlichen Quellbach zusammentraf. Beim Bau der Kanalisation fand man, wie uns Herr Baurat Albert Schmidt berichtet, in der Bachstraße noch einen Knüppeldamm,



Baumstämme, die quer über den Bach gelegt waren und als Übergangsbrücke einmal gedient haben.

Wie war die geographische Entwicklung Lenneps?

Die Grenzen des Weichbildes einer Stadt wurden ehemals durch Kreuze, Steine, Bäume mit einem Zeichen oder durch Pfähle (Pöle) bezeichnet. Die innerhalb des Weichbildes Wohnenden hießen im Mittelalter „Spießbürger“, weil die dienstpflichtigen Bürger zum Schutze der Stadt und des Staates mit Spieß bewaffnet waren (Junggesellenkompanie). Die Umwohner, die das Bürgerrecht der Stadt besaßen und unter dem Schutze der Stadtmauern wohnten oder durch Privilegien geschützt waren, nannte man „Palbürger“ oder „Grassbürger“, daher auch die Bezeichnung „Innenbürgerschaft“ und „Grassbürgerschaft“. Das Wort „Gras“ hat sich noch heute in Lennep erhalten. Wir haben es in dem Worte „Kraspütt“. Das „Gras“ ist im Laufe der Zeit in „Kras“ verwandelt worden und stammt also von dem lateinischen Wort „gradus“ (geschützt) = gras. (Lexikon 1742.) Der „Kraspütt“ war also damals ein geschützter Brunnen (pütt) und wird vermutlich an der Stelle der „dicken Pumpe“ gewesen sein, denn in alten Karten und Urkunden heißt es: „Weg vom Kras(ch)pütte nach der Kirchen“.

Zu der *Innen- und Grassbürgerschaft* trat später noch die *Außenbürgerschaft* hinzu. Dies waren die Bewohner der umliegenden Höfe außerhalb der Stadt. Die erste Erweiterung des Weichbildes geschah durch die Vereinigung mit dem Hofe Hohenhagen am 19. Oktober 1277, am Tage nach dem Feste des heiligen Evangelisten Lukas. Anno 1325, dem Jahre des ersten Stadtbrandes, hören wir zuerst Genaueres über die Grenzen des Weichbildes von Lennep. In der Urkunde des Grafen Adolf vom 1. Oktober 1325 werden die Grenzen wie folgt angegeben:

Von der Udelschen Beek (heute alte Badeanstalt) bis zu der Straße, die nach Köln geht, weiter bis zur Kimmenau und dem Busche vor dem Westerholte. Von hier aus bis zu einem Siepen an der Blume und von dort bis zur Stätte des Gerichts (Landgericht), d.i. die Wiese zwischen dem Stadtgarten und der heutigen Ringstraße (das alte Spielfeld der Höheren Bürgerschule).

Wie sich das *Gemeindegebiet* nun im Laufe der Jahrhunderte verändert hat, ließ sich noch nicht ergründen, jedenfalls war es bedeutend größer als heute. Erst im Jahre 1819 hören wir laut altem Lagerbuch von einer Trennung des gemeinschaftlichen Haushaltes zwischen der Stadt und der Außenbürgerschaft. Dieser Zustand blieb bis zum Jahre 1856. Am 28. Oktober 1856 beschloß der Gemeinderat, die Stadtgemeinde mit der Landgemeinde zu vereinigen, behufs Einführung der Städteordnung vom 15. Mai 1856. Dieses wurde durch Allerhöchste Kabinettsorder vom 17. August 1857 genehmigt und der neuen Gesamtgemeinde die Städteordnung vom 15. Mai 1856 verliehen. Größere Veränderungen traten noch zweimal ein.

Am 1. April 1893 wurden mehrere Gebietsteile nach Remscheid und Lüttringhausen ausgemeindet. Dies ist einer der dunkelsten Punkte in der Geschichte Lenneps. Hier spielten persönliche Gründe eine größere Rolle als die kommunalpolitischen. Lennep verlor dadurch die Höfe: Frielinghausen, Grünenplatz, Hastberg, Hastbergermühle, Wefelpütt, Herbringhausen, Herbringhauserbach, Hermannsmühle, Sirachskotten, Stursbergerhöhe, Stursberg, Schmitzhalbach, Bornscheid, Lohmühle, Buscherhof sowie die Häuser von Peter Budde und Kampmann an der Blume und vorm Busch, insgesamt 56 Gebäude und 519 Bewohner, an Lüttringhausen und Hohenhagen, Hohenhagenerhöhe, Wilhelmshöhe, Neuenhaus, Ueberfeld,

Neuenkamp, Oelmühle, Grüne und die Hägenermühle, insgesamt 101 Gebäude und 1266 Einwohner an Remscheid. Lennep hatte also einen Verlust von 155 Häusern mit 1 772 Einwohnern und erhielt dafür von der Stadt Remscheid eine Abfindungssumme von 80 000 Mark, die am 24. April 1893 an die Stadtkasse abgeführt wurden. Die zweite größere Veränderung des Gemeindegebietes war die am 1. Januar 1906 erfolgte *Eingemeindung der Landgemeinde 15 Höfe*, die ehemals als Honschaft Buissen-Lennep zum Kirchspiel Wermelskirchen gehörte. Durch die *kommunale Neugliederung vom 31. Juli 1929* erfolgte die Eingemeindung nach Remscheid. Damit verlor Lennep seine siebenhundertjährige Selbständigkeit.

Wann wurde Lennep zur Stadt erhoben?

Lassen wir zunächst einmal *Francke* reden. Er sagt in seinem vorhin erwähnten Schulprogramm: „Wenn jemand aber das Jahr oder das Jahrhundert der Gründung dieser Stadt genau zu wissen wünscht, der leidet mir an derselben Krankheit.“ Man hat sich also schon 1720 den Kopf darüber zerbrochen, wann Lennep zur Stadt erhoben wurde. Wieviel schwerer ist es daher heute für uns, das genaue Datum festzustellen. Gehen wir einmal in die alte Zeit zurück. Damals waren Lennep, Wipperfürth, Ratingen und Düsseldorf die einzigen Städte des Herzogtums Berg. Wipperfürth erhielt im Jahre 1222 vom Erzbischof Engelbert von Köln, dem damaligen bergischen Landesherren, einen Freibrief, der die Bürger von allen Abgaben und Lasten befreite. Da der Kirchenfürst hier betonte, daß er in Übereinstimmung mit seinem verstorbenen Bruder, dem Grafen Adolf von Berg, ihnen diese Wohltat zugedacht habe, so musste Wipperfürth schon zu Lebzeiten des Grafen (der im Jahre 1218 auf einem Kreuzzuge den Tod fand) Stadt gewesen sein. Mindestens also 1217. Steht nun

auch durch jene Urkunde von 1222 zweifellos fest, dass Wipperfürth damals schon Stadt war, so hat diese doch erst im Jahre 1283 eine eigentliche Stadterhebungsurkunde bekommen.

Im Jahre 1928 schickte mich die damalige Stadtverwaltung nach München, um im dortigen Staatsarchiv Nachforschungen nach dem *Datum der Stadterhebung Lenneps* anzustellen.

Hier lag eine Menge Material über Cleve-Jülich-Berg. Über Lennep fand ich nichts. Im Jahre 1610 entstand ein Streit, in dem die Ritterschaft den Städten die alten Privilegien nehmen wollte. Hiergegen kämpften die Städte natürlich mit allen Mitteln. Jeder packte aus seiner Hamsterkiste alte Privilegien aus und formte dieselben zu einem Bericht. Ich fand nur den von Wipperfürth. Hier ist von keinem Privileg von 1222 die Rede. Als erstes wird die Stadterhebungsurkunde vom Januar 1283 erwähnt. Man wusste also von einer Stadterhebung von 1222 schon damals (1610) nichts, sonst hätte man diese erwähnt. Ratingen wurde 1276 zur Stadt erhoben und Lennep als Oberhof erwähnt. Lennep war also 1276 schon Stadt.

Die älteste Urkunde von Lennep stammt aus dem Jahre 1239. Hier wird Lennep in einem Kämmererbericht des St. Kunibertstifts in Köln als „Linnepe“ bezeichnet. Ob Lennep nun damals schon Stadt war, ließ sich bisher nicht ergründen. Die verschiedenen Stadtbrände im Jahre 1325, 1563 und 1746 haben auch das städtische Archiv bis auf wenige Reste vernichtet, so dass uns die Möglichkeit fehlt, den Beginn einer städtischen Verwaltung in Lennep genau zu bestimmen. Man hat immer versucht, das Alter der Stadt möglichst weit hinaufzurücken. Aber mit Phantasiegebilden ist uns nicht gedient. Das erste uns erhaltene Privileg datiert erst aus dem Jahre 1325, hier wird hinge-

wiesen auf die durch Brand vernichteten Privilegien der Grafen Adolf V. (1259 bis 1296) und Wilhelm (1296 bis 1308). Somit würde als frühester Termin für die Erhebung Lenneps zur Stadt das Jahr 1259 in Frage kommen. Da nun Lennep in dem für Ratingen ausgestellten Stadtprivileg vom Jahre 1276 als Oberhof bezeichnet wird, so wird man sagen dürfen, dass Lennep zwischen 1259 und 1276 zur Stadt erhoben worden ist.

Wie Lennep als Oberhof des Gerichts Ratingen diente, so übernahm letzteres die gleiche Funktion für Düsseldorf. Es hängt wohl mit dieser *Stellung Lenneps als Oberhof* für Ratingen und im weiteren auch für Düsseldorf zusammen, dass später auf den Landtagen Lennep die erste Stimme zugebilligt wurde, während das ältere Wipperfürth, dem die Funktion als Oberhof versagt blieb, erst an vierter Stelle in Frage kam. Aus oben angeführten Gründen wird man Lennep deshalb immer als älteste bergische Haupt- und Handelsstadt bezeichnet haben. Archivalisch sind auch heute noch viele Entdeckungen möglich. Vielleicht gelingt es uns, auch hier noch mal einen glücklichen Fund zu machen, der diese Fragen alle löst.

Lennep hatte fürstliche Privilegien, die leider von der Stadt sehr vernachlässigt wurden. Ihr vornehmstes Privileg war, dass sie auf den Bergischen Wahlversammlungen in Düsseldorf gleich nach der Ritterschaft die erste Stimme abgab. Wahrscheinlich gelangte Lennep um 1200 in den Besitz der Grafen von Berg. Dieselben bauten außerhalb der Stadt auf dem *Weyerhofsfeld* eine starke Burg, ein Schloß, in dem sie zeitweilig residierten.

Nach Engelberts Tod (8. November 1225) trat Heinrich von Berg, aus dem Hause Limburg, (1225 bis 1244) die Regierung der Grafschaft Berg an. Während der Regierungszeit Engelberts wohnte er auf dem Schloß Burg an

der Wupper. „In dem Isenburgischen Erbfolgekrieg (1230 bis 1243) ließ er zur Sicherung seiner Grenzen Lennep stark befestigen und die Burg weiter ausbauen, verschönern und stark bemannen. Die Stadt selbst wurde mit einer Ringmauer, vier Toren und Wallgraben versehen. Am 1. Mai 1243 wurden auf der Burg zu Lennep die Friedensbedingungen zwischen dem Grafen Heinrich und dem Grafen Adolph I. von der Mark unterzeichnet. Graf Heinrich, der auf dem Schlosse zu Lennep besonders gern weilte, starb hier am 1. November 1244 im Alter von 60 Jahren, geliebt von seinen Untertanen und geschützt von Kaiser und Reichsfürsten. Noch bis zum Jahre 1330 wurde es von den Bergischen Grafen bewohnt. 1398 wird das Schloß urkundlich zuletzt erwähnt.“ (Carl v. Berg, Urkundenbuch Lennep Bd. I.)

Die Lehre Luthers fand durch die emsige Wirksamkeit des Lenneper Bürgers und bergischen Reformators A. Clarenbach (gest. 1529), geb. auf dem Buscherhof bei Lennep, früh Eingang. Die ganze Gemeinde trat zum neuen Glauben über. Die Pfarrkirche wurde in Besitz genommen und ein eigener Pfarrer angestellt. (Martin Henkel, der Lehrer der Lenneper Lateinschule.)

Der untere Teil des Turmes der heutigen evangelischen Kirche stammt noch aus dem Mittelalter. Die Kirche selbst wurde nach dem Stadtbrande vom Jahre 1746 neu errichtet. In diesem Zusammenhange seien hier die Inschriften der alten Lenneper Kirchenglocken vom Jahre 1564 erwähnt, die im Stadtbrande 1746 vernichtet wurden. Im großen Stadtbrand vom 26. September 1563 wurden neben der Kirche und dem Turm auch die Glocken der Kirche restlos vernichtet. Aber bereits ein Jahr später (Anno 1564) wurden von dem Glockengießer Derich von Coellen (Köln) drei neue Glocken (neben der Uhr-Glocke)

gegossen, die „gemeiniglich genannt wurden: „die Sturm-, die Mittags- und die Weber-Glocke“. Die *Weber-Glocke* war die kleinste, hing zwischen den anderen in der Mitte und trug folgende Aufschrift:

Der kleine Sanct Jacob heischen ich /
Morgens zo sess Uren den Weiffen roiffen ich,
des Avends zo seven Uren so rest dick /
Unde Got sei dir genedig !

Die *Mittags-Glocke*, die um 11 Uhr geläutet wurde, war viel größer und schöner. Auf dem oberen Rand las man folgendes:

Maria Christi Moder sin ick genant /
Der Engel Gabriel vom Heimel zo meir gesant /
Zu Zuchgnis / dass Elesabeth sold dragen /
Sanctum Johannem in Ehren all dein Tagen.

Am untern Rand aber stand:

An (anno) 64 (1564) d. 2. Dach Juli hat mich Derich
von Cöllen gegossen /
Heinrich sein Schwager eim zu geholffen hat unver-
drossen /
Das ich roiffen und wecken sol, groß und klein in
einem Gezall /
zo Gottes Dienst und seinem Sermoen; das ewige
Leben sey unser Loen /
Gott ist der höchste Trohn.

Dabei war das Wappen der Stadt Lennep abgebildet; „im gleichen ein Stück Sächsischer Mütze / so man einen „Schreckenberger“ nennt / mit dem Nahmen Fridrich, Johannes, Georg dran gegossen; auch rund herum auff der Glocke alle Apostel und andere Bilder mit vielen sauberen Zierathen in Ertz zu sehen.“

Die *Sturm- oder Feuer-Glocke* war die größte; sie hing im Turm gegen Mitternacht („da hingegen die Mittags-

Glocke auch gegen Mittag, und die kleine mitten inne hängt“). Ihre Aufschrift des obersten Randes lautete:

St. Jacobus heischen ich /
Zum Dienst Gotz roefen ich /
Du Sünder bekehre dich /
So geifft dir Got sein ewieg Rich /
Derich von Coellen gueß mich Anno 1564.

Auf dem unteren Rand hieß es:

Anno domini tausend vief hondert sestich drey
den 26. Septembris geschah zo Lennep allhier /
etz welcher Gott ist bekant /
daß man 26 Menschen todt verbrandt fand;
die Klocken waren verschmolzen
Also seir; O Gott erbarm es / o leve Heer.

Franciscus Leoverdiensig, Scholmeister hat dit gedicht,

zo Gottes Dienst ist hei verpflicht Anno 1564.

Diese Glocke war mit den Bildern der Apostel und anderer Heiligen, „im gleichen mit vielem Laub-Werk auss der massen schon gezieret“.

Am 2. November 1641 erhielten die Franziskaner vom Herzog Wolfgang Wilhelm die Erlaubnis, sich in Lennep niederzulassen. Sie bezogen am 9. März 1642 ein an der Schwelmerstrasse von ihnen gekauftes Wohnhaus, welches sie mit zwei „Patribus“ besetzten und kurze Zeit später in ein *Kloster* umwandelten. Dieses Gebäude brannte im Stadtbrand 1746 nieder. Im Juni 1643 erhielten sie vom Papst Urban VIII. Pfarrgerechtsame und gründeten damit eine katholische Gemeinde und Schule. 1677 wurde der Grundstein zum Kloster gelegt, vier Jahre später vollendet und am 8. Juli feierlichst eingeweiht. Der Gottesdienst wurde im Kloster abgehalten, bis am 24. August 1700 die neue Kirche eingeweiht wurde. Im Stadtbrand 1746 wurde

das Kloster vom Feuer verschont. Nach Aufhebung der Klöster 1803 wurde es zum Teil als Lagerhaus benutzt, später, 1888, in eine Trikotagenfabrik umgebaut. In einem Flügel blieb die katholische Schule bis 1842. Im folgenden Jahre wurde das heutige alte Schulhaus an der Mühlenstrasse eingeweiht. Im alten Kloster wohnten auch die Pfarrer und Küster. 1867 baute die katholische Gemeinde im alten Thüringschen Garten, gegenüber dem Brandteich an der Schwelmerstraße, die heutige katholische Kirche und in dem dahinter gelegenen Garten, ehemals „der kleine Johannisberg“ genannt, ein Pfarrhaus.

Die drei Stadtbrände

Lennepe wurde durch drei große Stadtbrände schwer heimgesucht. Der *erste Brand* im Jahre 1325 war die äußere Veranlassung zur Erneuerung der Privilegien, die durch den Brand vernichtet waren. Wann er gewütet hat, ob er die ganze Stadt oder nur Teile derselben vernichtete, ist in der alten Urkunde vom 1. Oktober 1325 nicht gesagt. Der *zweite Stadtbrand* war am 26. September 1563. Ein altes Kirchenbuch schreibt hierüber folgendes: „Anno 1563, am damaligen Sonntage vor Michaelis, ist diese Stadt Lennepe durchs Feuer gänzlich zu Grundt gerichtet. Gott verleihe uns erkenntliche und Buß fertige Herten, damit durch unsere beharrliche Unbußfertigkeit dergleichen Zornfeuer nicht wieder aufgeblasen werde. Es wird auch der Prediger Schuldigkeit erfordern, wenn derselb Sonntags in dem künftigen 1663. Jahr wieder arriwired, dass sie ihn zugleich zu einem Buß- und Betttag anordnen.“ Der *dritte Stadtbrand* war am 6. Oktober 1746. Hierüber berichtet uns Daniel Christian Francke, der Rektor der Lennepers Lateinschule, als Augenzeuge u.a. folgendes:

„Es war der 6. Oktober 1746, ein von Sonnenschein recht angenehmer Donnerstag, welcher durch zwei große Hoch-

zeiten sollte solenisiret werden. Die Braut Paare waren schon bereit und wolten ungefehr halb 2 Uhr mit Freuden ins Hochzeitshaus ziehen, Alte und Junge sahen zu, und der Stadtgassen waren voll Knäblein und Mägdlein, die auf denselben spieleten (Zachar. 8, 5), als unvermuthet dieser Freuden-Tag in einen Trauer-Tag verkehret, die unangenehme Stimme: Feuer, Feuer! gehöret und in dem Augenblicke die helle Flamme gesehen wurde.

Man erschrack auffs hefftigste, man brachte Leitern, Eimer, Hacken, Sprützen und andere Instrumente herbey, Hohe und Niedere, Geist- und Weltliche scheueten keine Mühe und Gefahr, theils durch gute Anstalten und Ermunterung, theils durch Fleiß und angewandte Arbeit.

Aber es war dies alles vergebens und umsonst, unser Sünden Maß war erfüllet, und der Gerechte Gott fuhr mit seiner Straffe fort; also traff hier ein, was dort Virgilius sagt Aeneid. Libr. 11 v. 324. „Heut seht ihr diese Stadt zum letzten mahle stehen, sie soll in kurzer Frist durchs Feuer zu Grunde gehen.“

Dies Feuer entstund an dem südöstlichen Theile unserer Stadt, in des Diederich Windgassen Behausung (Kraspütt) und breitete sich durch eben diesen Wind zur rechten und linken Hand aus, fassete sie sozusagen in die Mitten, trieb die Schindeln und andere brennende Materie durch die Luft auf die weit davon stehenden Gebäude, zündete sie an, dass also der Brand an vielen Orten zugleich aufstieg, und mithin das Löschen gantz vergeblich war.

Hierüber entstund nun ein allgemeines Klage-Geschrey, ein lauffen, ein rennen, ein retten und flüchten; jedermann griff nach dem, was ihm am liebsten war. Kaufleute nach ihren Büchern, Baarschaften und Waaren; Gelehrte nach ihren Scripture; Handwerker nach ihrer Gereitschaft; die Mütter nach ihren Kindern; die Armen nach Kleidern,

Betten und Haus-Gerath. Wiewohl auch öfters das Beste liegen blieb und das Schlechteste mitgenommen wurde. Da lieff einer zum Tor hinaus, der andere hinein, einer half seinem Nachbar aus treuem Herten, ein anderer aber sahe zu, dass er sich mit seines Nächsten Gut zu Ungebühr bereichern mögte, wie es bey dergleichen Fällen zu geschehen pflegt.

Indessen nahmen die wütenden Flammen immer mehr die Überhand, und der Brand war endlich allgemein; da fiel hier das Dach, dort der Giebel, hier ein Haus, dort mehrere zusammen mit entsetzlichem Krachen darnieder, man sah durch die Türen und Fenster den schönsten Hausrath an Stühlen, Tischen, Schaff und Kisten, an schönem Porzelein, an Zinn und Kupfer verbrennen, zerbrechen, zerschmelzen und verderben. Man sahe, dass sich die Flammen viele hundert Klaffter in die Höhe schwungen und sich mit einem finstern Dampf oben in einen erschrecklichen Circul dreheten; man hörte, daß sie unten in den Häusern das geladene Gewehr und Pulver entzündeten, welches mit einem starken Knall in die Luft flog; bald ergriff das Feuer eine volle Scheuer und machte einen dicken Rauch; bald ergriff es eine oder mehrere Tonnen Oel, da ward wieder alles licht und helle; es verschonete dasselbe keines Haus binnen der Ringmauer, bis auf drey, samt dem Franziscaner Kloster. Sogar das Rathaus und die daran gebaute Schule, die Kirche, Thurm, Glocken, Leuchtere, Orgel und Altäre; alles, alles ward in Zeit von zwo Stunden gerichtet, wie man noch an dem Uhrzeiger, der auf halb vier etwas weiset, sehen kann.

Als die große schöne Glocke aufs Gewölbe nieder gefallen, hat sie einen solchen Knall gemacht, als wenn ein großes Stück wäre losgebrandt. Als der Thurm in Brandt gerathen, hat sich das Feuer schlangenweise um

ihn herum geschlungen und den auf der Spitze stehenden eisernen Wetterhahn zu verschiedenen mahlen eiligst herumgetrieben; Wobey mir dieses notable einfällt, daß auch ein Haus-Hahn im Garten auf einem Baume sitzend, solange unaufhörlich gekrähet hat, biss er durch die Hitze herabgefallen ist.

Dass die geehrte Nachbarschaft von Remscheid, Lüttringhausen, Rade vor dem Walde, Hückeswagen und Wermelskirchen durch ihre Beyhilfe viele Rettung gethan, welche wird mit vielem Danck erkannt, wie dem sonderlich der letzteren Spritze das Kloster und etliche Bürger Häuser noch erhalten hat. Dem ohngeachtet, so ist durch den Brand an Häusern, Heubeln, Spanische Wolle, fabricirten Tüchern, Handwerksgeräthe und anderen unzehlichen Dingen ein sehr großer Schade geschehen, der mit vielen Tonnen Geldes kaum kann ersetzt werden. Doch sey dem barmherzigen Gott demüthig Dank gesagt, dass diesmal kein Mensch verunglückt ist, wie im Jahre 1563, bey gleichmäßigem allgemeinen Brand hieselbsten geschehen, das sechs und zwanzig Menschen, welche die Glocken haben retten wollen, auf dem Thurme elendig verbrandt sind.“

Nach dem Brande löste sich die kirchliche und weltliche Gemeinde auf. Viele bedrängte Einwohner, namentlich Fabrikanten, verließen den heimatlichen Boden und legten Tuchfabriken in Kettwig an und vergrößerten Lüttringhausen bedeutend. Auch die umliegenden Orte Remscheid, Hückeswagen und Wermelskirchen nahmen die Hilfsbedürftigen liebeich auf.

Kurfürst Carl Theodor gewährte der Stadt nicht nur völlige Steuerfreiheit auf fünfzehn Jahre (die später noch verlängert wurde), sondern versprach auch der Stadt Lennep 100 000 Reichsthaler, damals eine außerordentliche

Summe, nebst mehreren Privilegien, wenn man Lennep wie das schöne Mannheim bauen wollte. Unseren Vorfahren aber war das gute Ansehen, das unser Ort durch die regelmäßige Bauart erhalten würde, sehr gleichgültig. „Hätten wir nur eine Hütte!“ war der heißeste Wunsch. Dies allein und die große Eile, je eher, je lieber, wieder ein Wohnhaus zu haben, kann diejenigen entschuldigen, welche schuld sind, dass dieses rühmliche und vorteilhafte Vorhaben unseres geliebten, des besten Landesvaters, zum täglichen Schaden der Stadt nicht zustande gekommen ist. Kollekten wurden abgehalten, und nach und nach entstand eine neue Stadt aus dem Asche- und Steinhäufen. Am 23. Juli 1750 wurde der Grundstein unserer jetzigen evangelischen Kirche gelegt, die am Gedächtnistage, am 6. Oktober 1756, feierlichst eingeweiht wurde.

Der Magistrat

Der Magistrat unserer Bergischen Hauptstadt Lennep bestand aus zwölf klug verständigen und ehrbaren Ratspersonen und vier Gemeinmännern (Gemeindevorsteher), die alle der evangelisch-lutherischen Religion angehörten. Später kamen noch zwei Gemeindevorsteher der Außenbürgerschaft hinzu. Der Praes. Dno. Consule, das heißt der zeitliche Bürgermeister, und die zwölf Senatoren oder Ratsherren, auch „scabini“ oder Scheffen genannt, wurden aus den Kreisen der Meistbegüterten der Patrizier gewählt, und zwar von der gesamten Bürgerschaft, die durch den Stadtboten tags vorher oder am Tage des heiligen Stephan (am 26. Dezember) durch öffentlichen Aufruf in der Kirche zusammengerufen wurden. Die Wahl selbst fand jedes Jahr am Tage des heiligen Apostels Johannes, am 27. Dezember, in der Kirche statt, wo auch die Ratsherren und Prediger gewählt wurden, wie auch alle Verordnungen des Magistrats dort bekannt gemacht wurden. Letzteres wurde

jedoch am 25. Dezember 1809 aufgehoben. (Scotti, Bd. III. Nr. 3085 und Nr. 3105). Diese Art der Wahlen blieb bis zum Jahre 1807. Am 13. Oktober wurde die französische Munizipal-Verfassung eingeführt. Dadurch erhielten alle Städte und Gemeinden des ehemaligen Herzogtums Berg eine gleichförmige Organisation. Lennep erhielt damit einen Stadtdirektor, dem zwei Beigeordnete und ein Munizipalrat von fünfzehn Mitgliedern zur Seite stand, und gehörte nun zum Rheindepartement und Arrondissement Elberfeld. Stadtdirektor während der Franzosenherrschaft war der Bürgermeister Franz Hasselkus. Durch die Neuorganisation vom 10. August 1815 wurde Lennep Kreisstadt des gleichnamigen Landkreises und gehörte seit dieser Zeit zum Regierungsbezirk Düsseldorf.

Gemäß alten Privilegien hatte die Stadt einen Stadt- und Gerichtsschreiber, einen studierten Mann, der mit der Führung des Stadtbuches, mit der Ausfertigung von städtischen Schriftstücken und mit der Führung der Protokolle bei den Ratssitzungen betraut war. Die öffentlichen Ämter, wie Ratskirchmeister, Ober-Direktor des Waisenhauses, Ratsprovisor, Steuerempfänger, Stadtrentmeister und Scholarchen wurden von den Ratsherren bekleidet, die jeweils vom Magistrat auf eine bestimmte Zeit gewählt wurden. Kirchmeister, Armenprovisor, Direktoren des Waisenhauses, Deputierte des Waisenhauses usw. wurden aus der Bürgerschaft gewählt. Die Rectoren der alten Lennep Lateinschule, Conrectoren und Sub-Conrectoren bzw. Cantors wurden ebenso wie die Pfarrer und Vicare vom Magistrat gewählt.

Die Stadtbrände waren meist die äußere Veranlassung zur Erneuerung der Privilegien. Die Bewohner gerieten in große Armut, so daß sie ihre Häuser aus eigenen Mitteln nicht wieder aufbauen konnten. Sie wandten sich dieser-

halb an den Landesfürsten, der ihnen gestattete, einen *Wochenmarkt* und einen *Jahrmarkt* abzuhalten. Durch diese Jahrmärkte, die 1571 auf drei erhöht wurden, entwickelte sich ein ansehnlicher Handel. Auswärtige Ware kam in die Stadt und umgekehrt gingen Lenneper Erzeugnisse in alle Länder.

Die Stadt erhielt die „*hohe Gerichtsbarkeit*“, den Galgen, also das Recht, auch über Leib und Leben zu richten, die Todesstrafe zu verhängen und zu vollstrecken. Eine freie Bannmeile wurde festgelegt, die sich um das Weichbild der Stadt bis zur Linde auf dem Wege nach Köln erstreckte. Alle Verbrecher innerhalb derselben unterlagen der städtischen Gerichtsbarkeit. Zum Wiederaufbau der zerstörten Befestigungsanlagen verlieh der Herzog der Stadt für eine bestimmte Zeit das Recht, eine Verbrauchssteuer auf Lebensmittel zu erheben. Dieses Recht wurde im Jahre 1449 von Herzog Gerhard auf ewige Zeiten neu bestätigt. 1551 gestattete der Herzog den Bau einer *Wind- oder Wassermühle*, und 1575 durfte die Stadt auf der Landstraße, die aus Westfalen und von der Weser und Elbe bis zum Rhein und gen Köln durch Lennep ging, von durchfahrenden Karren und Wagen ein *Weggeld* erheben.

Ihre Blüte verdankt die Stadt Lennep der *Tuchbereitung*. Gewerbekundliche Familien aus Flandern und Brabant haben im 13. Jahrhundert den Grund dazu gelegt. 100 Jahre später führten eingewanderte Kölner Familien einen weiteren Aufschwung dieses Gewerbes in Lennep herbei, 1695 wurde die spanische Wolle eingeführt. Die Lenneper Tuche wurden berühmt und, wie auch heute noch, in alle Länder eingeführt. Mit dem Wachsen des Wohlstandes erstarkte in der Stadt ein tatkräftiges, selbstbewußtes Bürgertum, das die Zeiten der Not und des immer wie-

derkehrenden Kriegselendes erfolgreich bekämpfte. *Seuchen* verschonten auch Lennep nicht. 1315 wütete die Pest in Lennep. 1669 die Rote Ruhr, 1676 ebenfalls, 1723 die Pocken, 1736 die Pest, 1763 grassierendes Fieber und 1849 die Cholera, an welcher Krankheit allein über zweihundert Personen starben. Noch schlimmer waren die Zerstörungen durch die ewigen *Kriegsgreuel*. Kaiserliche, deutsch-österreichische, schwedische, holländische und französische Truppen wälzten sich abwechselnd durch Lennep und das Bergische Land. Weiter Panduren, sächsische und preußische Truppen, französische Kavallerie-Regimenter, die Regimenter „Dauphin“, „Chartres“, „Orleans“ und die „Volontairs d`Flandres“, braunschweigische Truppen und Hannoveraner, preußische Freihusaren und auch Räuberbanden machten das Bergische Land unsicher. Nach dem Hubertusburger Frieden am 13. Februar 1763 trat endlich wieder Ruhe ein. Es folgten drei Jahrzehnte gesegneten Friedens, die für Handel und Gewerbe äußerst günstig waren.

Durch die französischen *Revolutionskriege* gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde diese Aufwärtsbewegung durchkreuzt. Lennep mußte wieder hohe Kontributionen zahlen. Der Niedergang ging weiter. Die französischen Maßnahmen gegen England, mit dem Ziele, keine fremden Waren nach Frankreich hereinzulassen, trugen besonders Schuld daran. Als 1806 das Herzogtum Berg an Frankreich kam, blieb der Zustand der gleiche, denn zollpolitisch blieb das rechtsrheinische Frankreich von dem linksrheinischen getrennt. Im Feldzuge Napoleons nach Rußland mußte Lennep 43 Mann stellen. Die Freude über die Niederlage und die damit verbundene Abschüttelung der Fremdherrschaft war deshalb sehr groß. Viele Lenneper nahmen an den *Befreiungskriegen* teil, und



die Vereinigung Bergs mit Preußen wurde daher überall freudig begrüßt.

Nach den Befreiungskriegen konnte Lennep sich dann ruhig weiterentwickeln. Die *Stadtmauern* und Stadttore wurden abgebrochen und das Material zum Straßen- und Pflasterbau verwendet. Die alte Wehrmauer, in der heutigen Wallstraße noch deutlich erkennbar, und der alte Wallgraben, ebenfalls an einigen Stellen, zum Beispiel am Thüringsberg, wenn auch überwölbt, noch vorhanden, ließen Raumverschwendung nicht zu.

Strahlenförmig münden all die alten Straßen, die hutzelig-buckeligen Gassen und Gäßchen mit ihrer köstlichen Ursprünglichkeit und Romantik auf die alte Kirche, den Mittel- und letzten Zufluchtpunkt der alten, wallumwehrten Stadt.

Die weitere Entwicklung

Lennep hat aber ob seiner stolzen Geschichte und ob seiner Fülle noch heute vorhandenen geschichtlichen Besitzes die Fortschritte der Zeit nicht traumselig verschlafen. Aus dem wallumwehrten, geschichtlichen Stadtbild ist nach dem Fall der Mauern eine schöne, anheimelnd saubere *Gartenstadt* geworden. Es gibt wohl wenig Städte des Bergischen Landes, die auf so engem Stadtraum so viele wohlgepflegte Gärten und größere und kleinere Parkanlagen aufweisen können wie Lennep in seinen außerhalb der alten Umwallung gelegenen neuen Stadtteilen. Dieser Umstand, im Verein mit seinen gepflegten Straßen und Plätzen, mit seinem großen schönen *Stadtgarten* und *Stadtwald*, ergibt schon auf den ersten Blick ein fröhlich gewinnendes Stadtbild. Man fühlt die sorgsame Durchführung der Belange, die die Bürgerschaft von einer Stadtverwaltung im Sinne der öffentlichen Gesundheitspflege heute fordern kann. Lennep gehört seit langen Jahren zu

den Städten, die der Entwicklung von *Gartenrentengütern* führend Bahn gebrochen haben. Seine Einrichtungen auf diesem Gebiete werden als Musteranlagen viel besichtigt und tragen dazu bei, seinen Charakter als Gartenstadt zu vertiefen. Neben dieser äußerlichen zwiefachen Schönheit des heutigen Stadtbildes kann Lennep seit Jahren mit Stolz auf seine unmittelbar gesundheitlichen Zwecken dienenden Einrichtungen hinweisen.

Schon um das Jahr 1890 gehörte Lennep in die vorderste Reihe der sanitär besteingerichteten Städte Deutschlands. Es hatte damals schon eine *Wasserleitung* (1883), für die im Jahre 1893 eine *Talsperre* erbaut und später vergrößert wurde, sodann *Kanalisation* und *Müllabfuhr*, *Hallenbad* (1886) und *offene Badeanstalt* (1873). *Schlachthof* (1889) und ein gutes *Krankenhaus* (1852). Diesen städtischen Einrichtungen, die rein gesundheitlichen Zwecken dienen, gesellen sich solche mit kulturellen Zielen würdig an. Aus der schon nachweislich von 1500 stammenden, also uralten Lateinschule ist im Wandel der Zeiten das heutige *Röntgen-Realgymnasium* mit Realschule an der „Röntgenstraße“ herausgewachsen. Daneben bestehen eine höhere Mädchenschule (1873), die nunmehr zum *Lyzeum* ausgestaltet ist, eine vollausgebaute *Berufsschule* und eine *Stadtbücherei* nebst *Lesehalle*. Daß dem *Volkschulwesen* entsprechende Aufmerksamkeit zugewendet wird, sei nur nebenher erwähnt. Neben den Volksschulen besteht eine besondere *Hilfsschule* für Schwachbegabte. In bezug auf das höhere Schulwesen bildete Lennep deshalb den Kulturmittelpunkt des ehemaligen Landkreises. Als Kreisstadt war Lennep (14 000 Einwohner) Sitz zahlreicher Behörden. Es beherbergte das *Landratsamt*, ein *Amtsgericht*, das *Katasteramt*, das *Finanzamt*, das *Zollamt*, die *Reichsbank*, mehrere große *Privatbanken*, ein

Eisenbahnbetriebsamt und eine neue, vom Kreise erbaute, große *Landwirtschaftsschule*. Die Zusammenballung aller dieser Einrichtungen drücken Lennep naturgemäß den Stempel der *Beamtenstadt* auf. Seine Tuchwebereien mit den von ihnen untrennbaren Begleitindustrien haben, wie schon erwähnt, ihren Ursprung aus dem 13. Jahrhundert. Aus jener Zeit stammt auch schon der vortreffliche Ruf, den ihre Ware bis heute behalten hat.

Aus dem 13. Jahrhundert stammt auch die Eisenindustrie, die in zahlreichen, damals zu Lennep gehörigen, an den Bächen und Stauweihern der benachbarten Täler gelegenen Hämmern betrieben wurde, und deren Erzeugnisse als „*Lenneper Isern*“ weithin bekannt waren. Später allerdings ist diese Eisenindustrie ganz zurückgegangen. Erst in den letzten Jahrzehnten hat sie wieder im Gewande größerer neuzeitlicher Unternehmungen festen Fuß gefaßt. Keine der Fabrikanlagen wirkt aber störend auf das Allgemeinbild oder gar belästigend, weil sie auf einem besonderen, verkehrstechnisch gut ausgebauten und bequem ausdehnungsfähigen *Industrie-Gelände* am Südrand der Stadt untergebracht sind.

Im Jahre 1867 wurde die Eisenbahn Barmen – Rittershausen – Lennep – Remscheid eingeweiht und nach Köln und Düsseldorf weiter ausgebaut. Weitere Linien folgten nach Krebsöge, nach Radevormwald und ins Oberbergische. Damit wurde Lennep zu einem *Eisenbahnknotenpunkt* für das Bergische Land. Der ausgedehnte Zentralbahnhof genießt den Vorzug, dass er fast unmittelbar im Zentrum der Stadt liegt. Neben der Reichsbahn verbindet es eine gute *elektrische Straßenbahn* mit Remscheid. Ebenso verkehren hier die *Autobusse* der Gesellschaft Wupper – Sieg. Es ist selbstverständlich, dass sich Lennep auf Grund dieser glänzenden und äußerst bequemen Ver-

kehrverbindungen in hohem Maße als *Ausflugsziel*, als Standort für den Besuch des wunderschönen Bergischen Landes und für Veranstaltungen jeder Art von kleineren und größeren Verbänden eignet. Dies gilt besonders für sportliche Kämpfe, weil Lennep seit dem Jahre 1925 über ein prächtiges, großzügig angelegtes *Stadion* verfügt. In die grüne Landschaft lieblich dahingelagert, aber doch unmittelbar am Mittelpunkt der Stadt und am zentralen Bahnhof gelegen, erfreut es sich seiner Vorzüge wegen in den Kreisen der Turn- und Sportwelt größter Beliebtheit.

Lenneps allernächste Umgebung birgt *landschaftliche Reize* wundervollster Art. Da liegt Diepmannsbach, das Idyll des Landes, ein Augenschmaus für jeden Naturfreund. Seine landschaftlichen Reize und die der Naturstimmungen in seinem Seitentale, dem Buchholzmühlertale, brauchen den Vergleich mit manchen Schönheiten des hochgepriesenen Schwarzwaldes oder des vielbereisten Thüringer Waldes nicht zu scheuen. Da ist Tackermühle, das Wanderziel vieler, köstlich in den Wiesengrund eingebettet, mit seinem klaren Weiher. Und dahinter wieder, durch schmalen Wiesenraum vom Bergabhang getrennt, ruhig und versonnen, fern vom großen Getriebe der Welt, „Hermannsmühle“ (1578), das Stammhaus der Lenneper und Antwerpener Familie Fuhrmann.

Schön wie die Westseite ist auch die Umgebung in Süd und Ost. Hier liegt, umrahmt vom prächtig hochgewachsenen Stadtwald, eine landschaftliche Perle, die *Lenneper Talsperre*. Kein Restaurationsbetrieb mit seinem Drum und Dran stört ihren stillen Frieden. Hier kann der nervöse Großstädter Erholung finden. Prächtig weitet sich der Blick von der vor ihr gelegenen Höhe des Hasenberger Weges ins Tal der „Lennepe“ und darüber hinaus zu dem

bergischen Höhenrücken, auf dem Radevormwald liegt. Wunderbar herrlich ist dieser Anblick im Strahle einer zum Scheiden gehenden Nachmittagssonne. Der auf der Nordseite der Stadt auf der Knuthöhe gelegene *Wasserturm* gibt herrlichsten Rundblick auf die die Wupper begleitende bergische Hügelkette, auf der malerisch angelehnt die größeren und kleineren Städte der Nachbarschaft eng aneinander geschmiegt liegen. Wer von hier nach der anderen Seite einen Blick tut in das liebliche Tal der nahegelegenen Barmer Talsperre und darüber hinaus zu den westfälischen Bergen bis hin zur Hohensyburg, und wer all dies ergriffen bestaunt, gar unter dem singenden und klingenden Glockengeläute eines herrlichen Sommersonntages, der muß mit dem Dichter Aschenberg fühlen, wenn er die Glocken über die bergischen Höhen jubilieren läßt:

„Land der Heimat, Land der Berge,
Freudig wallt mein Herz dir zu!
Unter Deutschlands hundert Gauen
Ist wohl keiner anzuschauen,
Reich und blühend, so wie du!“

Vor uns liegt unsere Vaterstadt. An die alte, in echt bergischem Stil erbaute Kirche mit ihrem Zwiebelturm schmiegen sich die in Fachwerk erbauten, mit Schiefer bekleideten Häuser, scheinbar Schutz suchend, eng an. In einem dieser alten Fachwerkhäuser, an der alten Poststraße, dem heutigen Gänsemarkt gelegen, stand die Wiege unseres größten Sohnes: Wilhelm Conrad Röntgen.

Benutzte Quellen:

Die Kirchenbücher der evangelischen Gemeinde Lennep
1689 bis 1929.

Die Kirchenbücher der Gemeinde Dabringhausen 1666
bis 1809.

Die Kirchenbücher der reformierten Gemeinde Solingen
1680 bis 1809.

Lenneper Kreisblätter 1830 bis 1930.

Programme der alten Lenneper Lateinschule 1720 bis
1830.

Carl vom Berg, Geschichte der Stadt Lennep, Bd. 1.

Carl vom Berg, Geschichte der evangelischen Gemeinde
Lennep.

Bergische Heimat, Heft 4, 1927.

Die Akten des Stadtarchivs zu Lennep.

Dr. Ernst Günther Krüger, „Die Familie Girardet im 18.
Jahrhundert“,

als Manuskript gedruckt (Druck von W. Girardet, Es-
sen).

Scotti, Band III.